 Vincke

Bilder aus Italien.

Von

Gisbert Freiherrn Vincke.

Dessau.
Druck und Verlag von Gebrüder Katz.
1854.

Inhalt.

Zur Adria.

Hinter uns liegt Adelsberg mit seinen unterirdischen Grottengemächern, binnen wenigen Stunden sollen wir einziehen in das gelobte Land des Südens.

Immer aufwärts führt der Weg in die Berge hinein, deren Häupter rings von dichten Nebeln umlagert sind; aber die Sonne bekämpft sie alsbald mit glühenden Pfeilen — ein ossiansches Schlachtbild! — und die Nebel zerstieben vor den Waffen des Lichts. Weiter geht's empor, öder erscheint die Umgebung. Jetzt wird am fernen Horizont über dem Gebirg ein schmaler blaßblauer Streifen sichtbar — das Meer! Also nah ist das Ziel, und nur jene Bergspitzen entziehen uns noch den Anblick Italiens. Wir fahren auf einem Plateau, rechts und links wüster Haidegrund, besäet mit losem Steingeröll und einzelnen

Felsmassen; grüne Bäume tauchen erst wieder auf vor uns nach dem Abhange zu. Dort auch zeigen sich die Häuser von Optschina, über der ersten Thüre das Wort „Osteria“, ein seltsamer Bote Hesperiens. Nun, fünfzig Schritte vorwärts, am äußersten Rande der Bergebene, steht eine weiße Säule, Stufen führen zu ihr empor, wir eilen hinauf: — da, wie durch Zauberschlag hervorgerufen, liegt zu unsern Füßen das wunderbare Bild!

Glänzend im reinsten Blau, so weit das Auge reicht, die stolze Adria, auf welcher wie kleine Wasservögel die weißen schwellenden Segel sich wiegen, — gerade vor uns, tief unten am Saume des Ufers, langhingestreckt im Halbkreis mit seinen schimmernden Häuserreihen, Triest, — von dort am sanft emporsteigenden Hang des Gebirges hinauf bis zu der Stelle, wo wir stehen, Blüthen und Blumen in üppiger Fülle, in reichster Vegetation des Südens, — und über das Alles ergossen der goldene Sonnenschein, aber auch er von reinerem Gehalt als daheim im Norden.

Der erste Eindruck übt eine entscheidende Macht: anmuthigeren Gruß hätte Italien nicht bieten können!

Und nun, während wir auf der vielfach gewundenen Straße den Berg hinabrollen, wohl eine

Stunde lang, stets wechselnde Bilder, fesselnder jedes folgende: wie die leicht schwebende Tänzerin in zierlicheren Verschlingungen immer neue Reize dem Auge zu entfalten weiß.

Mit dem Vetturin.

Es war zu Verona beim Tyroler Eppele, welcher die deutschen Stammgenossen den Vortheil, daß sie in seiner „weißen Taube" die Muttersprache zum Verständniß bringen konnten, theuer entgelten ließ, wo wir unsrer Drei, trotz der Warnungen aller Reisehandbücher, mit heimathlicher Gemüthlichkeit einen Vetturin-Akkord betrieben. Wagen und Bespannung sollten nichts zu wünschen übrig lassen, so lautete die Versicherung, auf welche wir bauten ohne Autopsie, weil es uns Verrath an der Landsmannschaft und dem Sinnbild unseres anwesenden Wirthes schien, hier einem Zweifel Raum zu geben. Der Preis ward bedungen.

Die Zeit der Abfahrt war da, Viertelstunde auf Viertelstunde verrann, kein Fahrzeug erschien. Endlich

ein fernes Gerassel: eine vierrädrige Beförderungsmaschine wird sichtbar und giebt sich, auf ergangene Nachfrage, unsern erstaunten Blicken als der bestellte Wagen kund. Derselbe war halbverdeckt, zweisitzig, indeß der Kutschersitz ohne Rücklehne, so daß Nummer Drei hier einen nothdürftigen Platz finden konnte. Das bewegende Prinzip bestand in einer einzigen altersgrauen Rosinante: wir hatten ja nicht ausdrücklich zwei Pferde verlangt! Dem Lenker dieses Rosses nun galten die Ausbrüche unseres Unmuths; aber er ließ sie mit stoischer Gelassenheit von sich abgleiten und verwieß uns an seinen abwesenden Herrn (denn er war ja bloß der Knecht, wie sich ergab) und prieß nebenbei die verborgenen Vorzüge seines lediglich aus Bescheidenheit regungslosen Thieres. Was war zu machen! Jeder Aufschub mehrte die Wahrscheinlichkeit, daß wir unserm ersehnten Ziele, dem Gardasee, heute fern bleiben würden: wir beschlossen also, die Bequemlichkeit der Nothwendigkeit zu opfern, und stiegen ein. Sämmtliche nachblickende Kellner gaben uns ein sarkastisches Lächeln mit auf den Weg, welches sich seltsamerweise auf den Gesichtern aller Vorüberwandelnden reproduzirte.

Das Schicksal des Platzes Nr. 3 traf, laut gemeinsamem Beschluß, einen Jeden abwechselnd, nach dem Prinzip: „Theilung der Arbeit!“ denn es war in der

That einiges equilibristische Talent und eine rege Aufmerksamkeit erforderlich, um sich dort seßhaft zu erhalten.

Wir harrten indeß gespannt des Momentes, wo unser verkappter Renner die Diskretion verleugnen und seine Hippogryphenfittiche entfalten sollte. Aber mit jedem wohlgezielten Peitschenschlage sanken diese sanguinischen Hoffnungen. Schon ist Castel nuovo erreicht, die Hälfte des Weges, schon hat die Peitsche in der Hand des Fuhrmanns sich gewendet und der gewichtige Stiel schreibt die Mahnung: „Brutus, schläfst du?“ im Staccato auf den Rücken des Thieres; auch Peschiera liegt hinter uns: — aber das Marschtempo erleidet keine Aenderung, nur daß ab und zu die Neigung zum langsameren Fortschritt sich kund giebt.

Jetzt wird unsre Aufmerksamkeit durch die Schönheit eines neuen Schauspiels gefesselt. Der bisher heitere Himmel verfinstert sich allmälig, der Gardasee, an dessen Rande wir seit Peschiera entlang fahren, liegt vor uns ausgebreitet grün wie ein großer Smaragd, hinter demselben, am jenseitigen Ufer, steigen die Berge in Gruppen empor, die nächsten tief violett, die ferneren im duftigen Blau verschwimmend, einzelne Partieen röthlichgelb angestrahlt von der hinter Wolken versinkenden Sonne. Dazu gesellt sich

Wetterleuchten auf drei verschiedenen Seiten, bald rollt dumpfer Donner. Schlangenblitze durchzucken den Horizont, der sich mehr und mehr in Nacht hüllt, sie sind begleitet von einem Lichte, welches wie bengalische Flammen in allen Farben des Regenbogens die düsterprächtige Scene beleuchtet. Schon fallen einzelne dicke Tropfen, als nahe Vorboten des ausbrechenden Unwetters.

Aber unsre Reisesäcke auf dem Verdeck des Vehikels und der Inhaber des Platzes Nummer drei! — Dieser schleudert, von der Noth gedrängt, eine italienisch-zerrissene, mit Flüchen durchwirkte Allocution an den Vetturin. Da wird das Ensemble auch ihm unheimlich sammt seinem trostlosen Gaul, auf welchen die Stielhiebe plötzlich prestissimo wie dichter Hagel niederfallen.

Die dramatische Entwickelung dieser allgemeinen Gefühlsregungen bringt uns endlich, noch ehe der strömende Regen sich entladet, in den Albergo imperiale reale des Herrn Giuseppe Maier zu Desenzano.

Votivtafel.

Dir sei sie gewidmet, weiland berühmter Nicolai, welchem Ungezieferschwärme die Schönheiten des hesperischen Himmels verdunkelten; denn ihr Stachel drang in Deine Seele ein und verwundete sie, das Herzblut vergiftend. Aber konntest Du dafür, daß die Seele bei Dir so nahe unter der Haut ihr Domizil hatte? — Diese Organisation wurde für Dich fatalistisch: unheil- und segenbringend! Zuerst empfandest Du alle Qualen der menschenfeindlichen Stachelelfen, Du empfandest sie doppelt im Verhältniß zu uns gewöhnlichen Menschen: körperlich und geistig! Dann erblühten Dir daraus alle Seligkeiten des rothen Adlerordens 4. Klasse, welchen Dir Deine getreuen Schilderungen des Flohlebens jenseits der Berge zuführten.

Aber die Satisfaktion soll Dir bleiben, Verschollener, daß nicht aller Grund zur elegischen Stimmung fehlte; denn in der That muß der Fremdling hier kämpfen mit blutsaugerischen Titanengeschlechtern. Hat doch selbst die italische Kunst sich des Gegenstandes nicht geschämt, den sie uns in einer so edlen Auffassung vorführt, daß die kecken Meister niederländischer Schule erröthend das Knie beugen müssen. Geht in den Palast der Uffizien zu Florenz, wandelt vorüber an der Thür zur Rotunde, wo die medizeische Venus thront, und wenige Schritte weiter, an derselben Wand, hängt eine andere ölgemalte Afrodite, in deren Schoß der Knabe Eros sein Haupt legt, und die schöne Mutter ist mit rosigen Fingern in den Locken des Sohnes emsig beschäftigt, die Peiniger zu tödten, welche ihm keinen Frieden gönnen. Süß muß es sein, den Tod zu empfangen von der Hand der Liebesgöttin!

Aber ich denke mir auch, daß dem Künstler, der Solches schuf, in seinem Leben kein ruhiger Augenblick zu Theil geworden ist, und ich wundre mich fast, wie er vor anderweitiger Beschäftigung zur Pinselführung noch die Muße behielt.

Lago di Como — Lago maggiore.

Im Dome zu Monza wurde uns die lombardische Königskrone, die „eiserne“, gezeigt, ein handbreiter, mit Edelsteinen reich besetzter Goldreif, innerhalb dessen ein Nagel vom Kreuze Christi, zum Ringe geschmiedet, umherläuft. Dann ging es vorüber an den mondbeglänzten Ruinen der von dem Rothbart zerstörten Feste Baradello, und wir fuhren in Como ein, dessen Straßen die Welle des Seees bespült. In der Nacht wüthete ein Gewittersturm; aber wolkenlos und rein wölbte sich am Morgen wieder der blaue Himmel über der blauen Fläche des dreiarmigen Lago di Como, und bald führte uns der Dämpfer seinen Gestaden entlang, wo sie am schönsten sind.

Da tauchen die Villen auf rechts und links, wie zum Kranze gereiht. Als Perlen in dem Kranze zur

Rechten: Villa Pasta und Villa Tanzi, und dann im Winkel an den Fels gedrängt die Pliniana.

Mit verlockender Melancholie spiegeln sich ihre düstern Mauern in der klaren Fluth, dunkles Laubholz deckt den steilansteigenden Bergabhang. War es dem Erbauer Bedürfniß, gerade diese Stelle unter der überall heitern Umgebung sich auszuwählen? Blutschuld lastete auf seiner Seele: Graf Anguissola befand sich unter den Verschwornen, welche den Herzog Farnese ermordeten vor dreihundert Jahren.

Zur Linken erscheint die weitläuftige Villa Odescalchi, dann Villa d'Este, wo Caroline von England geweilt, und die Sommariva mit dem Alexanderzuge Thorwaldsens, mit Amor und Psyche, vielleicht Canova's reizendster Schöpfung.. Psyche, halbbedeckt vom Gewande, liegt hingelehnt mit zurückgebogenem Haupte, von welchem das entfesselte Haar herabfließt, Amor hält sie in den Armen, knieend vorgebeugt, sein Kuß schwebt über ihren Lippen.

Vom nahen Cadenabbia schaukelte uns auf den noch leicht erregten Wellen eine Barke hinüber zur Villa Melzi am jenseitigen Ufer. Wie eine Flora winkt sie einladend mit ihrem Reichthum blühender duftender Blumen.

Architektonischer Schmuck ist wenig an diese Landhäuser verschwendet, aber sie blicken daher hell und

freudestrahlend in solcher Natur, welche mit der Pracht die Schönheit vereint, und unsre Wünsche glauben überall lockende Sirenenstimmen zu vernehmen, die das Scheiden gar schwer machen.

Von der Melzi leitet der Fußpfad nach dem nahen Bellaggio am Ufer entlang, und unmittelbar aus der Straße des Dorfes führt das Thor in den Garten der Villa Serbelloni. Unter Perlen ist sie das Juwel! Ein breites Delta trennt die beiden südlichen Arme des Seees, die Spitze des Dreiecks läuft aus in ein steilabfallendes Vorgebirge, und auf diesem Vorgebirge thront die Serbelloni mit ihrem umfangreichen Park.

Zwar blickt das Wohnhaus unfreundlich, es scheint dem Verfall entgegenzugehen, aber wir fliegen vorüber voll athemloser Neugier, der Aussicht zu, welche sich oben darbieten muß, und die Führerin, ein hübsches Gärtnerkind, vermag kaum Schritt zu halten. Der Weg verliert sich in eine Grotte: vorwärts im Dunkel — dort wird's hell! der Blick durchstreift ein weites, finsteres Felsenthor, und eingefaßt von diesem liegt jenseits am andern Ufer des Seearmes die Stadt Varenna in sonniger Landschaft. Wir wenden uns, noch entzückt von dem Anblick, und abermals durch eine enge Höhlenspalte schaut die Sommariva herüber, umschlossen vom schwarzen Felsenrahmen wie ein

glänzendes Mosaikbildchen. Dieser Ueberraschung folgen oben auf der Höhe in reizendster Abwechselung unzählige Aussichtspunkte, jeder verschieden, jeder schön, so daß das Auge nach allen drei Richtungen hin die Seefläche bestreicht und nicht aufhören kann zu bewundern.

Lange noch blieb uns Villa Serbelloni vor Augen, als wir, nach Menaggio hinüber gerudert, von hier das Gebirge hinauffuhren dem Luganer See entgegen. Mit den Krümmungen der Straße verschoben sich die Ansichten kaleidoskopartig, bis endlich auf dem Gipfel der Abschied genommen ward, schweren Herzens!

Der Lago di Lugano erinnert mit seiner Scenerie an den Vierwaldstätter-See, wenn er gleich dessen Großartigkeit nicht erreicht. Die ihn umgebenden bewaldeten Gebirge schießen meist schroff in die Fluth hinab und darum zeigen sich seltner Dörfer und Villen an den Ufern; die vorspringenden Berge gestatten nur einen beschränkteren Ueberblick. Der Eindruck ist um so ernster nach den buntbelebten heiteren Bildern des Lago di Como. Dann führt der Weg an dem bescheidenen Lago di Varese vorüber, und in Laveno ist der Lago maggiore erreicht. Die dreirudrige Barke wird ungesäumt erhandelt und bestiegen. Sehnsüchtig streift das Auge umher, die borromäischen Inseln zu finden,

aber noch vergebens, da sie in der Entfernung vom jenseitigen Gebirge sich nicht abheben. Weiter geht die Fahrt! Endlich steigen die Terrassen und die Grottengänge der Isola bella aus den Wogen, die Barke treibt näher und näher, es regt sich das unbestimmte, fast ängstliche Gefühl: ob dem Traume die Wirklichkeit entsprechen soll?

Wir landen an der breiten, wellenbespülten Freitreppe, zunächst dem Schlosse, welches von außen nur die nackten Wände eines großen viereckigen Hauses, innen aber eine unzählige Zimmerreihe und unter den Zimmern kühle Muschelgrotten dem Auge darbietet. Alles dieses reich dekorirt, im ausgearteten Style jener Zeit, wo Frankreichs vierzehnter Ludwig das Wort sprach: „Der Staat bin ich!“ und zum Diktator des Geschmacks sich aufwarf.

Aus dem Palaste auf die nahen Terrassen! Sie sind im gleichen Style angelegt, und das ist wohl Schade. Hier sollte ein maurisches Schloß stehen, eine Alhambra mit den bunten fantastischen Spitzengeweben aus Stein, mit den schlanken Säulen, überwölbt von zackigen Rundbogen, welche den Durchblick freilassen auf die marmornen, löwengetragenen Springbrunnen inmitten der zierlichen Höfe, oder hervorblicken aus dem frischen mannigfaltigen Laube der Gärten. Aber ob auch die Wunder der Tausend und einen Nacht hier

nicht in's Leben treten, zauberhaft sind dennoch die Reize dieses kleinen Eilands, welches wenige hundert Schritte im Umfange mißt und — früher ein kahler Fels — der Kunst allein Alles zu danken hat. Der ewig grüne Lorbeerhain, die Bosquets von Magnolien und Hortensien, in denen Goldfasane sich schaukeln, mächtige Aloëstämme, schlanke Cedern dazwischen, und neben den Citronen-Alleen der Vorhang tiefdunkler Schlingpflanzen, deren dichte Gewinde haushoch herniederhangen. Und dann ein Blick in die blaue Fluth hinab, in den Garten der Wasserfeien, wo tiefunten die Aloë und der Lorbeer und die Ceder wiederum leis ihre Häupter wiegen, so daß die Undinen zu schlummern scheinen in den leichtbewegten Laubkronen. Und ein Blick nach den Städten am Ufer, die mit ihren weißen Mauern, wie Feeenschlösser, glatt aus der klaren Fluth sich emporheben.

Weiter zurück die Berge voll Duft und Farbenglanz, welche rings um das träumende Feeenkind Isola bella als riesige Wächter sich lagern, ihr Führer der Simplon mit dem schneeigen Scheitel, aber noch strahlend in rosiger Gluth, wenn die Genossen lange schon ruhen, bedeckt von den kalten Schleiern der Nacht. — Es ist eine gefährliche Schönheit, dieses Feeenkind: wer sie einmal geschaut, läßt ihr gar leicht für immer ein Stück seines Herzens zurück! — — —

In Pallanza landet das Boot spät Abends bei Mondenschein, und vom Balkone sucht noch lange das Auge, hinüber über den Wellenspiegel, die schlafende Isola bella! —

Ob dem Lago di Como oder dem Lago maggiore die Palme gebühre? Der Streit ist alt — und unfruchtbar am Ende. Jener hat seinen Villenreichthum aufzuweisen und den Blick von der Serbelloni, Beides einzig. Aber eine Isola bella hat er doch nicht und kann sie nicht haben, denn sie ist nur einmal da und läßt sich nicht nachschaffen.

Auf dem Tyrrhener Meer.

Um 6 Uhr Abends soll der „Virgilio" im Hafen von Genua die Anker lichten, eine halbe Stunde vorher sind wir mit deutscher Pünktlichkeit an Bord, um zwei Stunden lang vergeblich zu harren: — fides Italica! —

Das Tyrrhener Meer ist als ein unruhiger Gast bekannt; heut bietet es dem Auge weit hinaus bis an den Rand des Horizonts nur eine ebene unbewegte Fläche dar, und doch tanzt unser Schiff schon im Hafen lustig auf und nieder, als ob es, der Zögerung müde, sich hinaussehne aus dem Bann der hemmenden Ketten in sein freies Element. Nun werden diese aufgewunden, wir lassen die beiden Molo's hinter uns, Genova la superba winkt uns den freundlichsten Abschied.

Vom Meer aus gesehen, entfaltet sie sich in aller Herrlichkeit, wie sie den Golf umkränzt und mit ihren Häusern am Gebirg emporsteigt, dessen Kamm ein schützender Gürtel von Kastellen schmückt. Zunächst der Darsena, zur Linken, zieht sich am Meer ein Portikus hin, ihm folgen die Terrassen des geräumigen Gartens, denen sich der Palast anschließt, eine mächtige Steinmasse. Das ist der Palast Doria, von dem alten Andreas — wie die Inschrift besagt — zur Ruhestatt seines Alters gegründet, nachdem er als Admiral gedient seinem Vaterlande, dem Papste, dem Könige Franz von Frankreich, dem Kaiser Karl. Der greise Seeheld hat sich den Platz erwählt, von wo er das ewigbewegliche Feld seiner Thaten und Siege stets vor Augen hatte. — Aber zur Rechten fesselt eine andere denkwürdige Stelle den Blick. Auf der vorspringenden Höhe des Felsens thront die Kirche der Santa Maria di Carignano, von dort beherrscht das Auge außer der weiten Fläche des Meeres zugleich die blendende Schönheit Genua's: — dort stand Fiesco's Palast. Er ward niedergerissen, als der Graf von Lavagna das Vaterland verrathen hatte, und nur eine verwitterte Marmortafel verkündet an seiner Stelle das Verbot: diesen Platz jemals wieder zu bebauen.

Die Sonne ging zeitig zur Rüste hinter den Genueser Bergen, bald verschwamm Alles ringsumher in dämmernder Ferne; auf dem Verdeck ward's frisch! Aber der Lagerstätte im Schiffsraum fehlt nicht die Nachtmusik, mit welcher das takthaltende dumpfe Arbeiten der Maschine, begleitet vom Wellenschlage, gar bald in Schlaf singt.

Andern Morgens lag Livorno in nächster Nähe am flachen Strande. Da dient Alles nur dem Erwerb: zahllose Händler und Tabulettkrämer nennen alle Theile der Welt als die Heimath ihrer mannigfaltigen Waare, zwischendurch bewegen sich hier und dort die Galeerensklaven in karmoisinrothem Kostüme, welche die öffentlichen Arbeiten verrichten.

Mit günstigem Winde und schwellendem Segel verlassen wir den Hafen erst am Nachmittag, der Virgil tanzt stärker als gestern und im beschleunigten Tempo auf den Wellen dahin. Ein alter Italiener mit seinen beiden hübschen plappernden Töchtern hat sich in Livorno zu uns gefunden; in Lust und Freude sitzt das Triumvirat frühstückend hoch auf dem Verdeck, wo ein Zelt gegen die Sonnenstrahlen Schutz gewährt. Fünf Minuten später — und die tiefe Altstimme der ältesten Tochter beginnt zu verstummen; wieder fünf Minuten — und wankend, bleich wird die Schweigende zur Damenkajüte hinabgeleitet auf

Nimmerwiederkehr. Eine fernere Viertelstunde: — die Schwester folgt der Schwester, beiden aber schließt sich bald mit unheimlichen Mienen der Vater an. „Grüße mein Lottchen, Freund!“ —

„Signori, il pranzo é pronto!“ erschallt nunmehr die laute Stimme des Cameriere. Herrscht doch auf allen Seedampfboten die praktische Sitte, das Diner niemals zu serviren, so lange das Schiff harmlos im Hafen liegt, sondern möglichst an der Stelle, wo erfahrungsmäßig eine unruhigere See zu erwarten ist. Acht Couverts zieren die Tafel auf dem Verdeck. Ach! nur unsrer Zwei nehmen außer dem Capitano an derselben Platz. So hat der Würgengel bereits die Werbetrommel gerührt. Aber bleiche, gedrückte, karyatidenartige Gestalten stehen hier und dort umher; an die Balustrade des Schiffes gelehnt, das Antlitz nach außen gerichtet, geben sie sich den Schein, als ob sie Fernsichten studirten. Sie befinden sich auch auf Befragen völlig wohl und haben nur gerade keinen Appetit zu diniren. So bleibt denn Täuschung stets das Bestreben des Menschen, selbst in den Augenblicken, wo er nahe daran ist, aus seinem Innern kein Geheimniß mehr zu machen. Mit Interesse betrachtet man die Physiognomien der unfreiwilligen Denker; denn dem nicht betheiligten Beobachter gewähren solche Momente die reichste Ausbeute, und

der Vorwurf wäre eines Hogarth'schen Pinsels würdig, den Menschen zu schildern in den verschiedenen Stadien seines Kampfes wider die störenden Einflüsse der Schiffsschwankungen.

Es ist leer geworden auf dem Verdeck, der Tag neigt sich, und schon taucht die Sonne ins Meer, rein und klar, in keine bergenden Schleier gehüllt. Solche Farben und Färbungen hat das Auge niemals erblickt: diese durchsichtige Bläue, diesen goldigen Sonnenduft um die Konturen der Küste gelagert, und darüber der Himmel ein brennendes Meer, durchsegelt von einzelnen dunkleren Wolkenkähnen.

Inseln tauchen auf zur Seite, und ihre seltsame Konstellation veranlaßt die folgenden Strophen:

Schon windet man das Ankertau empor,
Die Wellen tummeln sich wie frische Kämpfer,
Von dem Kamine wallt der graue Flor,
Und aus Livorno's Hafen fliegt der Dämpfer.

Ein würd'ger Name prangt ob seinem Kiel,
Mit schöner'm Hort lief noch kein Schiff vom Stapel:
In's Land der Dichtung führ' uns denn, Virgil!
Wo Wahrheit wird die Dichtung — nach Neapel!

Die blaue Fluth bewegt ein frischer Nord,
Vor dem der Wolken trübe Schleier reißen,
Und Inseln schwimmen näher, rechts vom Bord —
He, Bootsmann, sag' uns, wie die Inseln heißen.

„Der Fels hier, goldumsäumt, ist Korsika.
„Dort Elba, dessen Schooß das Erz erblühet.“ —
Welch drittes Eiland liegt im Dämmer da? —
„Capraja, ein Vulkan, der ausgeglühet.“ — — —

Der Sonnenball versank in's Wogengrab,
Und weiter, immer weiter flog der Dichter.
Lang schaut' ich in's Tyrrhener Meer hinab:
Dort glänzten nur des Mondes bleiche Lichter. —

Und abermals des Morgens lag Civitavecchia vor uns am öden Ufer, zum Besuch nicht verlockend. Erst um Mittag verließ der Virgilio wieder den Hafen. Inzwischen hatte sich eine frische Tramontana erhoben; sie scheuchte auf der blauen Fläche die weißen Lämmerheerden empor — auf dem Tischtuche die Teller und Gläser. Kaum außer Acht gelassen, schwippten sie über oder schwebten wohl gar stolpernd durcheinander in bachantischem Tanze. Minder schön als am gestrigen Tage stieg die Sonne hinab, dann erleuchtete den Himmel noch länger als eine Stunde das Abendroth. Aber ein Roth ist es hier nicht, ein brennendes Gelb vielmehr im Mittelpunkt des Westens, durch die feinsten Schattirungen von zartestem Meergrün und Lila in's Blau übergehend, und dieses schwärzer werdend allmälig bis zum vollkommenen Dunkel, welches den Osten erfüllt. Und nun stieg vor uns wiederum des Mondes Scheibe empor, so roth-

glühend, daß sie ein Fanal zu sein schien auf dem Cap Circeo, welchem wir zusteuerten. Boreas hatte sich indeß als Schaafzüchter bewährt, und die weißen Lämmer waren unter seiner rastlosen Pflege zur stattlichen Wogenheerde aufgewachsen. Da ward der Schlaf denn vielfach durchlöchert. Das Schiff machte jetzt seine Bewegungen, wie's fiel, nach allen vier Seiten, und kam ihm dabei eine hemmende Woge in die Queer, so stockt' es urplötzlich in der schon begonnenen Schwankung sekundenlang und erzitterte durch und durch. Dieses unaufhörliche Stöhnen und Knarren des Holzwerks, dem sich das Sieden der machtlos zerschellenden Wellen gesellte, dazu noch ein ächzender Wandnachbar: — das ganze Accompagnement eignete sich für alles Andre eher, als für süße Träume.

So ward es schon mit dem Morgengrauen munter auf dem Verdeck.

Das Meer war ruhig, wir hatten Ischia und Procida bereits zur Rechten gelassen und umschifften eben das Cap Miseno. Jetzt folgte uns der Mond, und die Dämmerung, welche ihm den Sieg streitig machte, färbte vor uns den Horizont. Kein Wölkchen war am Firmament zu sehen, nur aus dem Schlot des Virgil wälzte sich der schwarze Qualm, und vom steilen Kegel des Vesuv, welchem die Spitze des

Schiffes zusteuerte, hob sich's wie ein leichter, grauer, wolkengewobener Wimpel, dem Anschein nach feststehend auf dem Berge und weithin erst verschwimmend im Blau: — es war der Rauch des Kraters. Heller ward die Dämmerung, links in der Ferne zog Bauli vorüber und Bajae und Pozzuoli, und rechts tauchte eine riesige Nebelgestalt aus dem Meere: Capri's Fels. Bald trat der Posilipp hervor, und nun warf auch Neapel die Morgenschleier von sich. Ein goldner Hauch, wie Spinnweb mit Sonnenstäubchen durchwirkt, legte sich um den Vesuv und die hinter ihm lagernden Bergkuppen, — noch ein Moment: die Herrscherin des Tages stieg strahlend herauf aus dem Gebirg, die Fenster Neapels erglühten zu Tausenden im feurigen Glanze, — und in diesem Augenblick überschritt der Virgil die Schwelle des Hafens.

Am blauen Golf.

Dem „süßen Nichtsthun“ huldigend durchstreif' ich planlos die Straßen Parthenope's, und sehe mich, aus einem engen Seitengäßchen biegend, plötzlich in das Getümmel des Frucht- und Gemüsemarktes versetzt. Die Verkäufer, ihre Waare anpreisend, improvisiren hier den ohrzerreißendsten Wettkampf, und die Atmosphäre wird von so verschiedenartigen Düften durchkreuzt, daß es mindestens gewagt erscheint, ihrem Ursprunge nachzugrübeln. Ich suche schleunig den nächsten Durchgang nach dem Meere zu gewinnen. Aber mitten in einem Thorweg, der dahin führt, stockt die allgemeine Bewegung: ein unvorsichtiger Fuhrmann mit drei nebeneinander gespannten Pferden hat die enge Passage eingeschlagen und die Eigenthumsrechte der auf beiden Seiten Feilhaltenden,

welche natürlich die Straße als ihren Grund und Boden in Anspruch nehmen, sehr erheblich verletzt. Man hemmt den Wagen, dessen Radnaben gerade das Thor gesperrt halten, ich stehe vor eine derselben gedrängt, mir zur Rechten der Messerverkäufer, dessen territoriales Waarenlager überfahren worden ist, zur Linken zwei Träger, zwischen denen von einem Stock herab, der auf ihren Schultern ruht, eine gewichtige Last hängt. Etliche Sträflinge in ihren citronengelben Kostümen erhöhen den malerischen Reiz der bunten dichtgeschaarten Gruppe. Der Fuhrmann, auf dem Wagen, ist jenseits in lebhaftem demonstrirenden und gestikulirenden Wortgefecht mit der würdigen Besitzerin der dort etablirten portativen Garküche: sein Rad hat ihr eine der Kasserollen beschädigt. Während dem erhält er von dem Messerhändler, welcher das abgekürzte Verfahren vorzieht, einen wohlgezielten kräftigen Faustschlag in den Nacken. Jetzt seh' ich schon Mord und Todtschlag vor mir, — blanke Waffen sind in Masse zur Hand, denn es ist ja ein Messerhändler! Aber, wunderbarer Weise! — der Getroffene nimmt das Handgeld, welches ihm die Anwartschaft auf eine reichere Spende eröffnet, mit stoischer Gelassenheit ohne Erwiderung hin, entweder im Gefühle seines Unrechts, oder wahrscheinlicher in Berücksichtigung der Uebermacht, die ihn auf allen Seiten umwogt. Nur

ein Stimmengewirr erhebt sich und beleuchtet mit seltener Volubilität den streitigen Fall sowohl als die ergriffene Exekutive. Mir aber wird das Terrain nunmehr bedenklich; denn hat man auch bis jetzt meine Neutralität vollständig respektirt, so ereignen sich doch überall mitunter unvorhergesehene Zufälle, welche in ihren Resultaten dem prämeditirtesten Anschlage völlig gleich kommen. Bei einem Ruck des Wagens voltigirte ich um das Rad herum, schlich mich hinter dem Messerhändler durch und gelangte glücklich in's Freie. —

Glühend war der Tag; das reichliche Eis, natürliches wie künstliches, vermochte nicht, genügende Kühlung zu spenden. Erst der Abend erfrischt wieder die Natur und die Menschen: schon harrt auch der Wagen, uns hinauszuführen.

Santa Lucia ist die schönste Straße der Welt. Nur *eine* Häuserreihe, von ihren Balkonen die Aussicht auf den Golf und sein Zauberpanorama. Dann geht es tief in's Straßengewirr der inneren Stadt, dem Castell Capuano vorüber, wo ehedem die Könige residirten, durch die alterthümliche Porta Capuana.

Eine Viertelstunde vor dem Thore, zur Linken der Straße, zieht sich am Gebirg hinauf der neue Campo Santo. Zahlreiche Kapellen und mächtige Arkaden sind bestimmt ihn zu schmücken mit Hunderten

von Säulen. Aber sein vollendeter unvergänglicher Schmuck ist die Aussicht von dort, weit und mannigfaltig — auf Neapel, den Vesuv, den Golf.

Jeder Blick **aus** Neapel und jeder Blick **auf** Neapel ist schön!

Die Rosafarbe des Vesuvs verbleicht mit der Sonne, aber dafür läßt er nun seinen Krater leuchten in kurzen Zwischenräumen, und wie ein brennender Faden zieht sich die glühende Lava links am Kegel hinab. Tausend Lichter tauchen plötzlich empor mit dem Eintritt der Dunkelheit — in den Häusern Neapels hoch den Berg hinauf, in den Buden am Meer, wo man die Seethiere feil hält, ja im Meere selbst, wo Fischerkähne leis durch die Wellen ziehen. Der ganze Golf ist illuminirt, so weit das Auge reicht, und allen andern Lichtern gebietet die helle Flamme des Leuchtthurms. Reges Leben erwacht zugleich: überall Ausfliegende, Heimkehrende. Reiter zeigen sich und elegante Karossen, ihnen folgt der von Ochsen gezogene schwerfällige Ackerwagen und Esel und Maulthiere hoch bepackt mit Holz und Mist. Dazwischen die Kalessine, einspännig und ihrer Bauart nach zweisitzig, aber ein Dutzend Personen wissen sich auf derselben zur Qual des armen Gaules ganz gemüthlich zu arrangiren. Endlich tritt ein geisterhafter Fackelzug daher: weißvermummte Gestalten, über den Kopf die

sackartige Kapuze gestülpt, in welcher nur für die Augen Löcher geschnitten sind. Es ist eine der unzähligen frommen Bruderschaften, sie geleitet Eins ihrer Mitglieder im offnen Sarge zur letzten Ruhestätte.

Der Wagenlenker biegt ungeheißen in den Corso, der noch den Toledo durchwogt, aber da herrscht drückende Schwüle: wir eilen an's Meer, wo frischere Lüfte von den Wellen dahergetragen werden, und wo die Lustwandelnden unter den Baumgängen der Villa Reale beim Klange der Musik mit kühlendem Sorbetto den heißen Tag beschließen.

Fata Morgana.

Wie der Sturmwind saust das Dampfroß dahin auf dem eisernen Wege — nach Portici, unter dessen Wohnungen die Häuser Herculanum's begraben liegen in felsharten Lavaströmen. Nur bei unsicherm Fackelschein sind die feuchten, jetzt tief unterirdischen Hallen des Theaters zugänglich, welche einst der fröhliche Sonnenstrahl erhellte, als sie noch erklangen vom Lärmen der schauenden jauchzenden Menge. Aber dem Lichte des Tages zurückgegeben ist das nahe Forum mit seinen schlanken Säulen, mit den zierlich bemalten Arkaden. Ein Rosmarinstrauch wächst auf dem Forum und beut einen Zweig dar zum Angedenken an die Stätte der Verwüstung.

Horch! da erschallen heimathliche Stimmen! Landsleute sind es, die den Vesuv begrüßen wollen:

— schnell die muntern Rosse gesattelt! und vorwärts zieht die deutsche Karavane. Bergan geht es im flinken Trabe, bald öffnet sich eine weite Fläche, welche daliegt ein braunes Chaos, wie übersäet mit zerrissenen Erdschollen. Aber hart klingt der Hufschlag: zerklüftete Lavamassen sind es, die er berührt. Weiter hinauf zum Eremiten und immer weiter zu Roß auf schmalem, steilem Felspfad — bis dahin, wo der Kegel sich erhebt. Und nun von den Pferden! empor in losem Aschenschutt, wo der Fuß versinkt und tausendmal wieder zurückgleitet. Stets zweifelhafter scheint das Gelingen dem schwindenden Muth, häufiger, länger wird die Rast bei dem alle Kräfte verzehrenden Vorwärtsdringen. Nirgends die Spur eines Weges, und die Nacht senkt sich rascher herab. Jetzt werden Fackeln entzündet an dem Lavastrom, der wenige Schritte entfernt sich fortwälzt. Härter wird der Grund, aber schwankender der Gang auf den lose übereinander gethürmten Blöcken. Endlich ist der Absatz des Kegels erreicht, in dessen Mitte, jenseits eines glühenden Feuermeeres, der Krater sich unfern erhebt. Die todtmatten Wanderer lagern in einer schwarzen Schlucht, welche Schutz gewährt gegen den schneidenden Nachtwind, und in dem Weine, den die Gluth der Sonne vom Himmel und die Gluth des Feuers in der Erde vereint gezeitigt, in Lacrymä Christi

wird auf's Wohl des Machthabers getrunken, dessen Bann sie verfallen sind. Zur Antwort schleudert der Gewaltige in kurzen Pausen seine Girandolen empor, dumpf grollend dazwischen, als ob er das Gastrecht zu ehren wenig geneigt sei. Dort aber quillt der Feuerstrom unaufhörlich aus dem Berge, und der Fuß darf vortreten bis an die zähe träge Masse. Jetzt steigt auch der Mond empor: magisches Doppellicht beleuchtet die Scene. — —

Mitternacht ist längst vorüber. Der Abschied, wie schwer er wird, muß genommen werden. Niederwärts geht es in wenigen Minuten geflügelten Laufes durch den fußtiefen Lavaschutt. Bald ist Resina erreicht, und es trennt sich die Karavane, welche der Zufall zusammenführte.

Kurze Stunden der Ruhe. Dann braust wieder das Dampfroß dahin am Rande des Golfs entlang, bei Torre del Greco vorüber und Torre dell' Annunziata. Zur Linken erhebt sich eine Umwallung, hinter ihr liegen die todten Straßen Pompeji's, der Römerstadt, die aus dem Aschenregen, welcher sie begrub, zum Sonnenlicht auf's Neue ersteht. Noch sind dem Lavapflaster die Geleisen eingedrückt, welche vor achtzehnhundert Jahren von den Wagenrädern gehöhlt wurden. Hier vor dem Thore nach Herculanum liegt die Villa des Diomedes, wo er mit den Seinigen

verschüttet ward, ihr gegenüber das Gasthaus für Fremde und Landleute, denen in der Stadt zu übernachten verboten war. Der römische Soldat hat seinen Posten nicht verlassen: in dem Schilderhaus am Thore fand man sein Geripp, den Helm auf dem Schädel. Dort im Schenkraum sind die Spuren der Tassenränder zu erkennen auf dem steinernen Tische. Offen stehen die Hallen der Bäder, die Theater und der weite Cirkus, das Forum thut sich auf mit seinen Tempeln und der Basilika, luftige Höfe überall und säulengetragene Hallen, Boden und Wände geschmückt mit glänzenden Mosaiken, zierlichem Bildwerk; aber leer und öde die Straßen und Wohnungen, nur der Wiederhall des eignen Schrittes begleitet den Fuß des Wandelnden.

Fort aus der Stadt des Todes in die lebendige Welt, durch blühende Gärten und rebenumflochtene Pappelreihen — nach Nocera, wo einst die Sarazenen gewohnt, welche von den Hohenstaufen nicht ließen, weil die groß und klug dachten, auch Andersglaubende zu schützen: Treue um Treue! —

Und nun auf den Thronsitz der hohen Kalessina, bespannt mit zwei munteren Hengsten, deren Geschirr von blanken Messing-Zierrathen glänzt, um deren Hals die hellen Glöckchen erklingen. Dahin geht's durch das Thal, zur Seite die grünbewaldeten Berge

mit scharfgeschnittenen Felskonturen, und auf den Bergen Burgen, und in den Schluchten Klöster. Ernste, blutige Kämpfe wurden gekämpft um die Berge und Burgen. Das war nicht die Zeit der schwelgerischen Bewohner Pompeji's, aber minder nicht als sie genossen hier Ritter und Pfaffen das Leben. Jetzt öffnet sich das Thal, blauer Meeresspiegel begrenzt den Horizont, um den Fels schlingt sich der Weg hinunter nach Salerno, dessen Kathedrale mit wundersamen Mosaiken prangt, strahlend von Silber und Gold und buntem Gestein in blitzender Farbenpracht. Aus dem nachbarlichen Pästum wurden sie geraubt, dem blumengeschmückten, dessen Wahrzeichen, die Sirene mit der Rose und dem Delphin, verlockend hinüberwinkt.

Aber schon harrt die Barke, nach Amalfi das Segel gerichtet, schon gleitet sie dahin über die glatten Wellen. Und noch einmal am Vorgebirge Tumulo wendet sich der Blick, Abschied zu nehmen von einer Fülle des Schönen. Drei Buchten öffnen sich mit ihren lachenden Wohnungen. Hier ist Citara zunächst, von lustigen Fischerkähnen umlagert, von den Wogen bespült, dann Vietri in der zweiten Bucht, das Gebirg ersteigend mit seinen Terrassen, und endlich fern Salerno, am Strande gestreckt, umschlossen von dreifachem Gürtel der Berge. Von da im weiten

Bogen zieht sich die Küste fort, an den Tempeln Pästum's vorbei, und begrenzt den reizenden Golf. — Der Kahn umsegelt die Spitze des Vorgebirgs, das Bild ist verschwunden! — Nun schützen wilde Felsen das Ufer, gekrönt mit den verfallenen Zinnen und Thürmen sarazenischer Vesten, — bis Minari erscheint im freundlichen Bergversteck, dem bald Atrani folgt, die Heimath Masaniello's, welcher die steilen Stufen von der Hütte zum Thron, vom Thron zum Schaffot rasch wie Keiner hinauf- und herabstürmte.

Ueberraschend tritt Amalfi hervor, in enger Schlucht zwischen die Felsen gedrängt und an ihnen klebend, einst die blühende republikanische Herrscherin der Meere, Gesetze gebend dem Handel, jetzt — arm zwar an Macht, aber reich durch die Natur, welche ihre Zauber in Fülle hier entfaltet. Das Meer hat sich gerächt an seiner strengen Gebieterin: Strecken Landes hat es verschlungen mit Straßen und Palästen; dennoch blickt Amalfi, unvergänglicher Anmuth sich bewußt, holdlächelnd über die Fluth dahin.

Und die Fahrt geht weiter, von der felsigen Küste fort, an deren steilabschüssigen Matten hoch oben die Häuser hängen, zerstreut, wie der Boden es gestattet. Da liegen die Sirenen-Inseln, öde Klip-

pen, von denen kein Gesang mehr ertönt. Das Vorgebirge Campanella, wo einst die Glocke geläutet ward, sobald feindliche Segel sich blicken ließen, schießt weit in's Meer hinaus, kahl und grau. Immer klarer aber enthüllt sich aus dem Dämmer Capri's gewaltiger Fels: als wären sie seine Wächter, so ragen aus der Fluth die grotesken Steinmassen der Faraglioni.

Die Barke landet — und alsbald schaukelt ein anderes Boot, wie eine Nußschaale zu schauen, an der schroffen Küstenwand dahin. In eine niedrige Höhlenöffnung, welche fast auf den Rand des Bootes sich niedersenkt, spült es der Wellenschlag: — das Thor der Grotta blù ist überschritten, erreicht der Zauberpalast, dem zum Boden der Meeresspiegel dient, rein und durchsichtig bis in die Tiefe, von klarer silberschimmernder Bläue, deren magischen Schein das Gewölbe zurückstrahlt. So verlockend winken die Wogen im geheimnißvollen Dämmerlicht, keine tückischen Geister lauern da unten: o es ist ein wunderliches Gefühl, die Wasserhalle plätschernd zu durchschwimmen! Die Sage geht, hier sei das Bad des Tiberius gewesen; wo sein Palast stand, das verkünden die mächtigen Trümmerreste auf jähem schwindligem Abhang über dem Meere, welche der erste Strahl der aufgehenden Sonne trifft.

Und noch einmal läßt die Barke das Segel schwellen hinüber nach Sorrent, auf seinen mauergleichen, höhlendurchsponnenen Tuffsteinfelsen, mit den schauerlichtiefen Klüften, die sie spalten, und den grünen duftenden Orangenwäldern, die ihren Scheitel schmücken. Glühend versinkt die Sonne in der Fluth, und mit dem wachsenden Dunkel röthet sich mehr und mehr die brennende Esse des Vesuvs und der herabschleichende Lavastrom. Ein Licht nach dem andern entzündet sich gegenüber in Neapel, das bald wie eine Kette von Leuchtkäfern den Strand einfaßt.

Der Morgen graut. Welch ein Kreislauf um den Golf, stets dem Meere nah, aufwärts und abwärts am Gebirge durch Oliven- und Orangengärten, denen der dunkle Lorbeer sich gesellt, nach Meta, Vico, Castellamare, heim gen Neapel.

Jetzt noch hinauf zu den Mönchen Camaldoli's, zum letzten Abschied von Land und Meer, welche in gleicher Vereinigung die Erde nicht wieder bietet. Ein enger Hohlweg führt empor, mit Gebüsch dicht überhangen, nirgends findet das Auge sich zurecht. Fast zwei Stunden mühsamen Steigens auf dem rauhen, steinigen Pfade: — das äußere Thor ist erreicht, ein armer Greis schiebt als Pförtner die Riegel zurück. Noch ein Gang um die innere Ring-

mauer, und ein Karthäusermönch im langen weißen Gewande öffnet die Klosterhalle. Stufen führen aufwärts, die der Fuß fliegend zurücklegt, bis zur Terrasse. Da liegt sie ausgebreitet die Herrlichkeit der Erde! — Bajä's Golf zur Rechten, vom Cap Miseno begrenzt, mit der Insel Nisita, weiterhin Procida und Ischia, dann Capri, das Vorgebirg Campanella, und um den Golf von Neapel gelagert: Sorrent, von dem spitzen Monte San Angelo überragt, Castellamare, die Berge dahinter, welche nach Salerno führen, die beiden Torre, Portici und Resina, der Vesuv, endlich Neapel selbst. Und Alles verbunden durch die azurblaue Fluth, Alles licht und hell übergossen vom warmen rosigen Hauch der scheidenden Sonne. Welch eine Welt voll Farbenpracht, voll Reiz und Anmuth! —

Aber die Herzen, die da oben schlagen unter der weißen Kutte, für sie ist die schöne Erde zu ihren Füßen todt, und zerschnitten sind die Bande, welche sie wohl mehr als einmal noch dorthin zurückziehen möchten. Durch den Klostergarten wandelt ein stiller freundlicher Mönch, Fra Giuseppe, der Cicerone dieses Paradieses. Achtzehn Jahre wohnt er nun schon auf Camaldoli, gerade die Hälfte seines Lebens, und dem lauten Entzücken antworten seine verhaltenen Seufzer.

Noch einen Becher feurigen Weines beut er dem Scheidenden, als Abschiedstrunk auf das genossene Glück, und dem Danke gesellt sich ein Wunsch des Heils für den stillen freundlichen Bruder.

Blaue, duftige Nacht deckt die Berge und das Meer! —

Weg nach Rom.

Gen Rom geht die Fahrt. Mir war zu Muthe wie vor vielen Jahren am Weihnachtsabend, ehe die geheimnißvollen Thüren sich öffneten. Dazu die Fluth der Erinnerungen, welche überall auf dem Wege in Wahrheit und Dichtung hundertfach anklingen.

Capua öffnet seine Thore, aber die engen schmutzigen Gassen gewähren nirgends ein auch nur farbloses Bild des üppigen Glanzes der Vorzeit, welcher in einem Winter das Heer Hannibals entnervte: vierzigtausend Gladiatoren-Zöglinge zählte das Amphitheater, jetzt zählt die Stadt kaum ein Viertheil so viel Einwohner. Dem Meere zu wälzt „die ruhige Woge“ der Garigliano, noch immer „der stille Strom“,

wie schon Horaz ihn nannte. In seinem Schilfe verbarg sich der Flüchtling Marius. Dort auf der scharf vorspringenden Landspitze, in Gaeta's Veste, die den Hügel krönt, ruhen die Gebeine des rastlosen Carl von Bourbon, der gefallen als Sieger über Rom, und am nahen Seegestade wurde Cicero von den Verfolgern ereilt. Vom Meere ab lenkt die Straße, Itri zeigt sich, in wilden Bergen hängend: hier, am Quell Atakia, fanden des Odysseus Genossen die Tochter des Lästrygonenkönigs; Fondi, das rebenumkränzte, verherrlichte Martial in lieblichen Liedern, aber Terracina, die palmenumrauschte Volskerstadt, welche Horaz auf „weithinleuchtenden Felsen“ schaute, ist herabgestiegen an die kühlere Fluth. Dann erstreckt sich unabsehbar die öde und doch einst so fruchtbare Landschaft der pontinischen Sümpfe, in denen mehr als zwanzig blühende Städte versanken. Und wiederum vom Bergeshange schauen Velletri und Albano daher, auch sie glänzend durch Erinnerungen einer altersgrauen Vergangenheit, aber mehr noch durch die jugendlichen Reize der Gegenwart, welche sich darstellen in der Schönheit ihrer Frauen.

Abwärts führt endlich die Straße aus dem Thore von Albano in die Ebene, und der Blick, den das überhängende Laub zu beiden Seiten gefangen hält, späht um so emsiger suchend gerad' hinaus in

die Ferne, wo kein Hemmniß ihn beschränkt. Mauern und Dächer zeichnen sich ab auf der sonnebeschienenen Fläche, über sie alle strebt ein mächtiger Bau empor. Mehr und mehr treten die grünen Schranken auseinander, freier und immer freier wird die Aussicht, weiter und immer weiter dehnt sich das Häusermeer zur endlosen wimmelnden Masse: — das ist Rom, in seiner Mitte aufsteigend Sankt Peters Kuppel!

Der letzte Absatz des Gebirges bleibt zurück, die Ebene ist erreicht. Unbebaut und versengt liegt sie da, aber wie ein königlicher Bettler, stolz auf die reichen Spuren des einstigen Glanzes, mit denen der Boden besäet ist, so weit das Auge reicht. Hier Trümmer, die fast zu Schutt zerfallen sind und nicht mehr ahnen lassen, welcher Bestimmung sie vor zwei Jahrtausenden gedient, dort gewaltige Mauerreste, hohle Tempelgewölbe, die der Zerstörung Trotz boten, wenn auch längst schon keine Gottheit sie mehr bewohnt, und dazwischen die zerrissenen Fäden der Aquädukte, Bogen gereiht an Bogen bis zu den Albaner Gebirgen. Das sind die Führer, welche zu den Mauern Roms leiten.

Durch Porta San Giovanni rollt der Wagen. Vor dir steht der Lateran, dann an dem riesenhaften Coliseum fährst du vorüber und an den Triumph-

bögen und Tempelresten und Säulenschäften des Forums, zur Linken der Palatin mit den Kaiserpalästen, vor dir das Capitol — du bist im Herzen Roms! —

Roma.

Wer aus Neapel kommt, dem rastlos beweglichen, wie beruhigend wirkt auf den das Leben im ernsten Rom.

Dort am blauen Golf huldigst du der blühenden Gegenwart und liegst in den Fesseln der üppigsten Natur, hier ist es die abgestorbene, aber im Tode noch große Vergangenheit und die Kunst, welche dich am mächtigsten gefangen halten. Um Neapel welcher Zauber der wechselnden Landschaftsbilder! Um Rom die verödete Campagna! Der Römer freilich fühlt sich bei ihrem Anblick entzückt; aber das Urtheil des Fremdlings aus dem Norden geht hier weit auseinander von dem des Südländers, der überdieß den ganzen Stolz seines Heimathgefühles mit in die Wagschale wirft. Jener beklagt das verbrannte Aussehen

der weiten Fläche, denn er liebt das volle, warme Grün als lebendige Abwechselung mit den kalten Tönen, welche der Winter über die Natur legt; Diesem erscheint dasselbe Aussehen reizend, denn er kennt keinen solchen Winter, er sieht die Natur ewig grün, und darum freut sich sein Auge des Wechsels, wenn braune sonnverbrannte Strecken die Gleichförmigkeit unterbrechen. Und auf die Seite des Römers tritt auch alsbald der Maler. Nicht nur, daß alle die mannigfaltigen verborgenen Reize der Campagna, — ihre Thäler, Schluchten und Grotten, ihre Bäche, Flüsse und Seeen — auf seinen Wanderzügen sich ihm erschließen, er besitzt zudem in seiner Kunst die beglückende Gabe des zweiten Gesichts: die Fantasie verhüllt ihm vorhandene Mängel oder weiß sie wohl gar in Schönheiten umzugestalten; so sieht er die Gegenstände nicht wie sie sind, sondern wie sie sein könnten in untadelhafter Vollendung. — —

Aber welch ein Gefühl ergreift den Wanderer, der zum ersten Male Roms Boden betritt! Tausendmal hat er hier mit den Gedanken geweilt, ist ihm die Stadt der Wunder erschienen, bis der leise Wunsch zur glühenden Sehnsucht erwuchs, selbst hinabzuziehen jenseits der Alpen zu der Wiege seiner Träume.

Und jetzt ist es Wirklichkeit, daß sein Fuß auf der geheiligten Stätte wandelt. Bekannte Klänge aus

früher Jugendzeit durchziehen mächtig seine Seele, unzählbare Gestalten tauchen auf vor dem Auge des Geistes, die fernsten in den nebelhaften Umrissen der Sage, deutlicher stets hervortretend die andern aus den bilderreichen Blättern der Geschichte.

Hier legte der kriegerische Romulus den Grund zur Stadt, und Brudermord und Jungfrauenraub waren seine ersten Thaten: ein bedeutungsvolles Vorzeichen der Zukunft! Hier erbaute der weise Numa Pompilius den Tempel des doppelköpfigen Janus, dessen Pforten nach ihm sich nicht schließen sollten in vielen Jahrhunderten. Tarquinius Priscus gründet das Forum, wo die Rostra nachmals errichtet wurden, und den Circus maximus zu Wagenrennen und Fechterspielen für die Schaulust des Volks. Bald wird die Königsmacht gestürzt, mächtiger gleichwohl erhebt sich Rom. Sein Feind ist, wer sich ihm nicht unterwirft, die Republik steht in Waffen mit blankem Schwerdt gegen eine Welt: es gilt, auf welche Seite der Sieg sich neigen soll! Wilde Kämpfe im Innern werden gefochten, wildere nach außen. Schmach und Niederlage dienen nur, den starren Muth zu kräftigen, stets verjüngt strebt aus den Gluthen der Phönix empor. Noch hat die trügerische Meerfluth der Eroberung Grenzen gezogen, — auch diese werden übersprungen. Afrika sah die gewaltige Nebenbuhlerin

erblühen, sie muß erliegen nach hartnäckiger Gegenwehr, — Karthago ersteht nicht wieder aus den vertilgenden Flammen. Und immer weiter greifen die ehernen Arme: Asien beugt seinen stolzen Nacken den Legionen, selbst über der jungfräulichen Insel des fernen Britanniens kreisen die römischen Adler.

Aber die alte Einfachheit und Strenge ist längst schon in allgemeiner Sittenverderbniß untergegangen. Nicht mehr gilt des Staates höchstes Wohl über Alles. Längst schon sind es einzelne Männer, an welche Roms Geschicke sich knüpfen, Willkür und Sucht nach Macht und Schätzen ist die Richtschnur ihres Handelns. Wechselnden Glückes stehen Marius und Sulla einander gegenüber, beide befleckt mit Bürgerblut. Vor Cäsars Stern erbleicht der Glanz des Pompejus, und den Cäsar schützt nicht die zurückgewiesene Krone vor den Dolchen der nachgeborenen Republikaner. Ihre Träume finden keinen Boden in der Wirklichkeit, das römische Volk kann sich nicht mehr selber beherrschen, es bedarf des lenkendes Zügels. Brutus und Cassius fallen durch das eigne Schwerdt; bald befehden sich auch die zu ihrer Vernichtung im Bunde waren.

In der Seeschlacht bei Actium springt das Loos aus der Urne des Schicksals. Cleopatra wendet ihre Schiffe in schimpflicher Flucht der Heimath zu, noch schimpflicher folgt ihr Antonius; sie wollen Liebe für

Ruhm erkaufen und erkaufen den Tod! Cäsar Octavianus Augustus zieht als Sieger in Rom ein, mit dreihundert Tempeln ziert er die Stadt zur Feier des Sieges und sein Haupt schmückt er mit dem Diadem als erster römischer Kaiser. Rom hat seine Bestimmung erfüllt: von den sieben Hügeln geht die Weltherrschaft aus, gegründet auf die Gewalt des Schwerdtes.

Wenige Jahre später wird Christus geboren. In die Katakomben müssen die Anhänger der neuen Lehre flüchten, um Schutz zu finden gegen die Verfolgung und eine friedliche Grabstätte.

Auch das Kaiserthum sank dahin, als seine Zeit vollendet war. Der letzte Träger der Krone vereint noch einmal mit dem glänzenden Namen des ersten Kaisers den des Erbauers der Stadt; aber er trägt nur die Namen: Romulus Augustulus.

Anders hat sich indeß die Welt gestaltet, weithin über die Erde ist Christi Lehre verbreitet: von den sieben Hügeln geht noch einmal die Weltherrschaft aus, gegründet auf die Gewalt des Wortes. Die Nachfolger Petri sind es, welche diese Herrschaft üben, geschmückt mit der dreifachen Krone, und in ihren Händen zeigen sie der Welt die Schlüssel des Himmelreichs! — — —

Thaten und Namen wurden aufgezeichnet im Buch der Geschichte, nur die steinernen Zeugen von Roms einstiger Pracht und Größe fielen in Trümmer, und wo sie den Stürmen der Jahrhunderte trotzten, ging doch nicht spurlos der Zeiten Wandel an ihnen vorüber. Noch steht der gewaltige Rundbau, errichtet von Hadrian zur Ruhestätte für sich und die Nachfolger auf dem Throne. Freilich zum Kastell ward das nackte Mauerwerk umgeschaffen, die Halle der Todten ist ein Gewirr von Treppen, Gängen, Gefängnissen, verfallenen Sälen und Prunkgemächern, die zahlreichen Bildsäulen wurden hinabgeschleudert auf die Häupter der Belagerer. Treuer wahrte seine Bestimmung ein anderes Grabmal an der fernen Stadtmauer, die marmorbekleidete Pyramide des Cajus Cestius. Unter dem Rasen, der ihren Fuß birgt, schlummern die protestantischen Ketzer, welche in Roms Mauern der Tod ereilt. Aus dem Pantheon, einst zum Tempel aller Götter geweiht, ward eine christliche Kirche; doch unverändert blieb die offene Kuppel, durch welche der blaue Himmel hineinschaut, und unter ihr schläft den ewigen Schlaf Raphael, dem schon bei Lebzeiten der Blick in den Himmel verstattet war, so daß er die Menschen göttlichschön zu bilden wußte. An der Stelle aber, wo Nero seine umfangreichen Gärten mit verschwenderischer Pracht ausgestattet hatte, er-

heben sich jetzt, während eines Jahrhunderts vollendet, die Pfeiler und die Kuppel der Peterskirche mit den drei riesigen Hallen, deren Maaß das Auge nicht zu bewältigen vermag. Doch hat unter den Randverzierungen der bronzenen Hauptthür, deren Mittelfelder heilige Gegenstände darstellen, noch eine Leda mit dem Schwan die harmlose Aufnahme gefunden.

Unsern, in den lichten Räumen des Vaticans, ist das Asyl bereitet für die hehren Götterbilder des Alterthums; dahin ziehen die Schaaren, der Schönheit zu huldigen, aus allen Ländern der Erde.

Giuoco del Pallone.

Wo hinaus in der Abendfrische? Sollen wir mit Wagen und Reitern nach den Schattengängen der Villa Borghese vor Porta del Popolo ziehen und in ihrem Casino neben den Werken altrömischer Skulptur auch Canova's liegende Venus bewundern, zu welcher Napoleons Schwester, „die schöne Paulette", Fürstin Borghese, in eigner Person dem Künstler als Modell lag? oder wandern wir zum Tagestheater Alfieri im Mausoleo d'Agosto, wo das klangvolle

Organ der Schauspieler selbst dem Fremden keine Sylbe der reinen römischen Sprache verloren gehen läßt? — Halt! hier der Anschlagzettel verkündet für heute das Ballonspiel „il rinomato Giuoco del Pallone“ an den Quattro Fontane, und das ist ein Vergnügen, welches durch den Reiz mannigfaltiger Abwechselung stets auf's Neue die Theilnahme fesselt und steigert, zumal es, zwar dem deutschen Ballspiel verwandt, in seiner Anordnung und Ausstattung an die Spiele der Alten erinnert. Also auch heute dahin! —

Für sieben Bajocchi wird der Eintritt zu einer Sedia, einem gewöhnlichen Rohrstuhl, erkauft, und unser Platz ist unmittelbar an der Balustrade der oben unbedeckten Arena, welche ein längliches Rechteck bildet, mehr als hundert Schritt lang, vielleicht ein Viertel soviel in der Breite. An der einen langen Seite, rechts vom Ausschläger, wird sie durch die Mauer einer ungewöhnlich hohen Hauswand begrenzt, gegenüber sind nur die freien um etliche Fuß aufsteigenden Zuschauersitze, wo auch wir Platz gefunden haben, während an den beiden schmalen Seiten Logen und Balkon sich befinden, in Manneshöhe von der Erde, geschützt durch ein Dach und durch vorgezogene Netze, zur Abwehr des Ballons. Genau in der Mitte ist die Bahn durch eine Linie am Boden

getheilt, und hier steht der Contatore, welcher über streitige Thatsachen die Entscheidung zu geben hat und die Points markirt, indem er für jede Partei zweimal bis 15, zweimal bis 10 zählt: mit 50 ist das Spiel gewonnen.

Wir sind früh gekommen: auf der Arena wandeln die feindlichen Parteien noch friedlich neben einander, schon durch den Anzug geschieden in die Torchini und Rossi, die Blauen und Rothen. Sie sind leicht gekleidet, mit Rücksicht auf die Anstrengung, welche das Spiel erfordert: oben ein weißes faltiges Hemd, dazu kurze Beinkleider, Strümpfe und Schuhe, vom Gürtel bis zum Knie ein Ueberwurf in der Parteifarbe. Dann umschließt noch den rechten Unterarm vom Handgelenk bis zum Ellenbogen ein Stulp von Holz, fast wie ein Tannzapfen gestaltet, mit diesem wird der lederne, luftgefüllte Ballon, von der Größe eines Kinderkopfes, geschlagen.

Heute zählen wir in Allem vier Kämpfer:

Antonio Maestrelli,	Giuseppe Raspollini,
Teodoro Galassi,	(genannt il Moro)
die Torchini;	Trifone Cimballi,
	die Rossi.

Mehr wie sechs gegen sechs dürfen ihrer überhaupt nicht sein, denn schon diese beengen sich gegenseitig in ihren

Bewegungen, während nur zwei Spieler allenfalls genügen.

Auf den beiden Hälften der Bahn vertheilen sich die Parteien, die Führer nehmen ihre Plätze an den äußersten Enden, weil hier der schwierigere Posten zu sein pflegt, ihre Genossen stellen sich mehr nach der Mitte zu, wo die feindlichen Territorien durch die Grenzlinie geschieden sind. Von den Führern ist Antonio Maestrelli eine zierliche, leichte Figur, aber sehnig, graziös und gewandt, zugleich als der geschickteste bekannt; Giuseppe Raspollini dagegen eine jugendliche Herkulesgestalt, ein Musterbild männlicher Kraft, übrigens seines Zeichens im bürgerlichen Leben — Vetturino.

An dem vom Eingang entfernten, schmalen Ende der Arena führt ein Schwungbrett aus der Höhe einiger Fuß bis zum Boden. Dort hinauf steigt jetzt Maestrelli, der Führer der Blauen, und reckt mehrmals den erhobenen Arm, zum kräftigen Schlage die Muskeln anzuspannen. Dann läuft er herab, der Mandatore, welcher unten steht, wirft ihm den Pallone zu, der Ausschläger springt demselben mit mächtigem Satz entgegen und trifft ihn gewaltigen Schlages mit aller Wucht des ganzen Körpers, so daß der Ball im kühnen, geraden Bogen aufwärts steigt und, die volle Länge der Bahn überfliegend, jenseits der netz-

verhangenen Loggien außerhalb zur Erde fällt: — eine Volata, der glänzendste Schlag, und man erzählt, daß Maestrelli, wenn er will, ihn jedesmal in seiner Gewalt habe. Bravi der Zuschauer, welche ebenfalls in Parteien — für die Torchini, für die Rossi — sich theilen!

Der Contatore zählt für die Blauen — die Rothen haben noch nichts.

Ein neuer Ball ist zur Hand, wieder nimmt der Ausschläger seinen Platz auf dem Schwungbrett ein, aber dießmal wirft der Mandatore weniger regelrecht, jener hält ein im schon begonnenen Lauf, ohne zu schlagen und richtet nur an den Ungeschickten ein kurzes tadelndes Wort. Abermals hinauf! Jetzt will Maestrelli von seiner Kunst nicht den vollen Gebrauch machen, weil sonst das Spiel, wenn es nur durch Volaten zu Ende gebracht und gewonnen würde, den Zuschauern blos Einförmigkeit, aber keinen Reiz der Abwechselung darböte. Dießmal schlägt er den Ballon, so, daß ihm an Höhe des Fluges zuwächst, was er an Weite verliert. Trifone Cimballi von den Rothen ist bereit zum Gegenschlage; aber der Führer Giuseppe Raspollini, welcher weiter zurückstand, ruft jenen an, daß er den Ball ihm überlasse, denn derselbe ist schwierig zu fassen, weil er hart an der senkrechten Mauer herabkommt. Und darin eben besteht die größte

Feinheit des Spieles: den Gegnern schlechte Schläge zu geben, ohne selbst einen Fehler zu machen. Hier ist kaum noch Zeit übrig: Cimballi wirft sich zur Erde nieder, um den Genossen nicht zu hindern, und „il Moro“ nutzt mit Kunst den geringen Raum, welcher ihm bleibt, und schleudert den Ball zurück, mit hohlem Schlage ihn gleichsam aushebend von der Mauer, während er voll stolzer Zufriedenheit über die Zuschauer hinblickt, deren Zuruf seiner Geschicklichkeit den Beifall nicht vorenthält. Aber der Mohr hat mit Absicht nur einen kurzen Schlag gegeben, damit der Ball nicht wieder den gefährlichen Maestrelli erreiche, sondern seinen minder zu fürchtenden Genossen Teodoro Galassi. Dieser gleitet aus, als er mit zu langem Schritte sich vorwärts streckt, noch trifft er den Ballon, allein der schräge Schlag läßt denselben alsbald zur Seite der Bahn hoch über den Köpfen der Zuschauer erblicken. Die Neulinge unter diesen rücken in voreiliger Flucht durcheinander und verlassen ihre Plätze. Darüber versäumen sie, den Blick auf die besorgte Gefahr zu richten, und nun erst recht trifft der niedersinkende Ball ihrer Zwei mit unsanfter Ohrfeige. Wer dem Spiele öfter beigewohnt hat, der behält den Pallone ruhig im Auge und mißt ohne Schwierigkeit dessen Richtung, dann rückt er erst im entscheidenden Moment, wo jener in der That über seinem Kopfe

schwebt, um einen halben Schritt von der Stelle und sieht nun, selbst ungetroffen, den Ball hart neben sich zu Boden fallen. Das Ueberfliegen der Schranke aber ist ein Fehler, welcher vom Contatore den Gegnern zugezählt wird.

Wieder schlägt Maestrelli aus und nur mit halber Kraft, um nun seinerseits statt des Mohren den weniger kunstfertigen Cimballi an's Spiel zu bringen. Auch Cimballi aber schlägt kurz und steil seinem Widerpart in der Mitte Galassi zu, dieser entgegnet statt dessen mit einem flachen weitgezielten Schlage, so daß der Ball fast dem Moro ins Gesicht fliegt. Der trifft ihn zwar noch abwehrend mit Mühe, halb von oben, allein im Bogen vermag er ihn nicht zurückzuschleudern, und so erreicht der Ball nicht mehr die Grenzlinie, sondern bleibt vor derselben liegen: ein neuer Fehler. Murren der Zuschauer begleitet das unerfreuliche Mißgeschick, und „il Moro" blickt darum noch grimmiger, in seinem Künstlerstolze gekränkt.

So ist die Partie bald zum Vortheil der Torchini entschieden und auch in der zweiten sind sie nach hartem Kampfe Sieger. Jetzt aber, nach zwei Partien müssen, der Regel zufolge, die Plätze gewechselt werden, und damit gewinnen die Rossi den Vortheil des Ausschlagens.

Giuseppe Raspollini steigt das Schwungbrett hinan und reckt im stillen Zorne gewaltiger den nervigen Arm empor. Dann ist er unzufrieden damit, wie ihm der Ballon aufgegeben wird, dreimal muß der Mandatore seinen Wurf fruchtlos wiederholen und darf nicht murren gegen den Meister; erst zum vierten Male findet dieser es an der Zeit, seinen Fuß zu rühren. Dafür aber schlägt er nun auch einen glänzenden Schlag, nahezu eine Volata: an die Netze der gegenüber liegenden Loge prallt der Ball und gerade in der Ecke nächst der senkrechten Seitenmauer, welche der Spieler hier zur Linken hat, fällt er langsam herab, so daß nirgends ein geeigneter Standpunkt scheint, um ihn zum Gegenschlage fassen zu können, — wenn nicht Maestrelli dort stände. Dieser hat sich rasch gewendet, den Rücken dem Ausschläger zugekehrt: so gewinnt er für die Bewegung des rechten Armes einigen Raum und schlägt nun den Ballon in schönem Schwunge über seinen Kopf den rückwärtsstehenden Gegnern zu, Cimballi der Rosso schickt ihn heim, und Galassi der Torchino, in dessen Bereich derselbe nun geräth, thut einen Fehlschlag, der Ball fällt nieder, hüpft wieder empor, aber ehe der flinke Maestrelli mit keckem Satze zur Stelle ist, hat er schon den Boden zum zweiten Male berührt — und nun gilt kein Zurückschlagen mehr: Der Fehler zählt

für die Rothen. Giuseppe Raspollini gewinnt neue Zuversicht, und bald ist das Spiel für die Rossi gewonnen.

Jetzt werden Wetten geschlossen, hier und dort, über den Ausgang der vierten Partie, und man erzählt, daß bei solcher Veranlassung die Spieler nicht unzugänglich der Bestechung seien, wenn auch auf Kosten ihres Ruhmes. Der Mohr gewinnt abermals und stellt damit die Gleichheit der schwankenden Wage und die Heiterkeit seines Antlitzes völlig wieder her.

So ist für heute das Ballonspiel zu Ende. Demselben folgt zwar noch eine Pantomime, aber wir ziehen es vor, jetzt zum Casino der deutschen Künstler hinabzuschlendern und dort in heiterer Unterhaltung den Rest des Abends zu verbringen.

Nach San Onofrio.

Die hundert fünf und dreißig Stufen der Treppe am spanischen Platze fördern dem Himmel schon um ein Beträchtliches näher und so wehen auf Monte Pincio kühlere Lüfte selbst in den heißen Tagen des August, wenn nicht der Scirocco Körper und Geist

lähmt mit seiner bleiernen Schwüle, die uns erstickend umfängt. Denn gegen diesen Feind hilft kein Mittel, als Flucht ins Gebirge; er dringt ein, mögen Thüren und Fenster offen oder geschlossen sein. Hoffst du, daß die Nacht ein erquickendes Lüftchen sende? Umsonst! er scheucht es zurück. Denkst du, daß der Regen Kühlung bringe, der eben niederrauscht? Er bringt sie nicht. Dem Scirocco sind alle die andern Gewalthaber in der Natur als Sklaven unterthänig. Drei Tage pflegt er zu weilen; aber dießmal hat er nach achttägigem Aufenthalt erst heute die Stadt ihrer Haft entlassen. Schon sinkt die Sonne, drum hinaus! die frische, lang entbehrte Luft zu genießen.

Ueber die Passeggiata sul Monte Pincio, an Villa Medici vorbei und durch die kunstvollen Gartenanlagen auf den Terrassengängen hinab zur Piazza del Popolo, von dort durch Strada di Ripetta zu den Stufen, welche an die Tiber führen.

Das Fährschiff landet bald am jenseitigen Ufer, und Niemand wünscht eine längere Wasserfahrt, wenn er die trüben braungelben Wellen des Flusses sieht, denen alle Häuser nur ihre verwahrloste Rückseite zuwenden. Jetzt läuft der schmale Fußpfad zwischen grünen Hecken hindurch, einer Osteria vorbei, aus welcher die freundliche Kellnerin mit bekanntem Handwink grüßt. Dann öffnet sich das freie Feld, be-

herrscht von dem kolossalen Bau des Kastells San Angelo mit seinen vorspringenden Bastionen. Wir umkreisen sie im weiten Bogen und durchschreiten die Porta Angelika. Piazza di San Pietro liegt vor uns mit ihrer mächtigen Doppelkolonnade, den plätschernden Springbrunnen und dem Obelisken vom Sonnentempel zu Heliopolis — winzige Bauwerke gegen die steinerne Masse der Peterskirche, welche sich hinter ihnen erhebt. Dort das altersgraue Gebäude der Inquisition, seine Fenster vergittert und verwittert, nicht fern demselben das geräumige Findelhaus. Seltsame Kontraste! Beide Anstalten errichtet zur Ehre des Christenthums, die eine zur Minderung der Ungläubigen, die andere zur Mehrung der Gläubigen. Aber es müssen die Interessen irdischer Bevölkerung vor der himmlischen Statistik die Segel streichen; denn in frühern Zeiten ward gegen das Einimpfen der Pocken alles Ernstes geeifert, weil sonst die lieben Engelein sich nicht ausreichend rekrutiren würden. Trasteverinerinnen begegnen uns; wahrlich jedes Antlitz hier von edlem Gepräge, — und die jenseits der Tiber rühmen sich ja auch vor allen Römern der geraderen Abstammung von dem Brüderpaar, welches die Wölfin säugte.

Wir wandeln durch Porta San Spirito und nun die steile Straße zur Rechten hinauf: unser Ziel ist erreicht.

Da liegt das Kloster San Onofrio im Kranze blühender Gärten. Rundbogen, von schmucklosen Säulen getragen, bilden den einfachen Portikus, der sich an der Vorderseite des niedrigen Klostergebäudes und an der kleinen Kirche entlang zieht. In dem Kirchlein fand der Sänger des befreiten Jerusalems die letzte Ruhestätte. „Torquati Tassi ossa!“ lauten die drei Worte seiner Grabschrift: er bedurfte nicht mehr. Und hier, auf der Stelle, wo wir stehen, nahm er den letzten Abschied von der schönen Erde.

Zur Linken, an der Grenze des Gesichtskreises, steht gesenkten Schwerdtes der Erzengel Michael auf dem Mausoleum Hadrians; neben ihm heben sich von dem blauen Himmel in klaren Umrissen die schlanken Pinien der Villa Borghese mit ihrem flachen Laubdach, welche Raphaels anmuthiges Haus umschatteten; dann folgt der Quirinal und weiter das Kolosseum wie ein erschlagener Argus mit seinen hundert hohlen Augen. Dort entwirrt sich die wimmelnde Häusermasse, der Blick ruht auf dem Forum, dessen Anfang der viereckige Thurm des Kapitols bezeichnet, und mehr denn die Hälfte seiner Länge ward begrenzt von Nero's goldenem Hause, mit dreitausend Säulen geschmückt, das kaum jemals seines Gleichen gesehn. Wenige gewaltige Mauerreste sind die Zeugen dieser Stätte des Glanzes, zu deren Bau die bekannte Welt

ihre Schätze beigesteuert. Aber eine hochgewölbte, tiefschattige Lorbeerhalle erhebt sich ewigfrisch aus den Trümmern, und ernste dunkle Cypressen stehn daneben und schauen hernieder von der scharf abfallenden Höhe in die völlig verödete langgestreckte Fläche, wo der Circus maximus zweihunderttausend jauchzende Zuschauer versammelte. Lorbeer und Cypresse — Ruhm und Grab: das Bild Roms!

Das waren die Herrlichkeiten, auf denen Tasso's brechendes Auge zu San Onofrio im Strahle der scheidenden Sonne verweilte.

Da erscholl das seltene Glockengeläute vom Thurme des Kapitols herüber, verkündend, daß in diesem Augenblick mit der Dichterkrönung die höchste irdische Ehre ihm zu Theil geworden sei — und Tasso war entschlafen! —

In San Onofrio mußt du Abschied nehmen von Rom, und dann, dem Brauche gemäß, den letzten Trunk aus Fontana di Trevi, als Bürgschaft der Wiederkehr! —

Die Blumenstadt.

Durch Porta del Popolo fuhr der Wagen und über Ponte Molle in die Campagna hinein; der Regen goß in Strömen vom Himmel. Aber wo das Scheiden schwer wird, da scheidet sich's besser bei trübem, als bei heiterm Wetter: jenes harmonirt mit der eignen Stimmung und erleichtert die Trennung. An Montefiascone und Orvieto, den nachbarlichen Wein-Dioskuren, geht es im Dunkel vorüber, Acquapendente auf seinem Basaltfelsen ist schon von der Morgensonne beleuchtet. Dann zieht sich der Weg in die öden Berge und immer steiler empor bis Radicofani, dessen ärmliche Häuser den Felskegel umlagern, welcher das fast unzugängliche Kastell trägt, Toscana's Grenzfestung gegen das päpstliche Gebiet.

Noch ein Zweig der Apenninen ist zu überschreiten bei Siena, auch seinen marmorreichen Dom verhüllt die Nacht.

Wieder geht die Sonne auf, — eine andere Natur umgiebt uns: Saatfelder, Fruchtbäume, frisches Grün überall, nur die Pinie entfaltet schon seltener ihren Blätterschirm. Und immer mehr ein reicher, blühender Garten wird das Land, aus welchem als schönste Blume auftaucht Firenze la bella im Kranze der Berge. „Die Blumenstadt" ward sie getauft, dem Namen entspricht ihr Wappen: im weißen Felde die rothe Lilie. Und kaum berührt der Fuß den Boden am Ufer des gelbhinströmenden Arno, da tritt schon das anmuthige Blumenmädchen uns entgegen im runden wogenden Strohhut mit flatternden Bändern: die reizende Erminia bietet Jedem zum Willkomm einen frischen Strauß, gewunden aus den Farben der Stadt.

Das ist der erste Eindruck von Florenz, aber es bleibt seinem Charakter treu: fröhliche Heiterkeit überall in den blanken, freundlichen Straßen. Ein germanisches Element weht uns an, und es hat hier einen tieferen Boden: auch aus den todten Steinen spricht es lebendig in architektonischer Gliederung. Die Luft weht mild und frisch wie in den schönsten Herbsttagen der deutschen Heimath, nur daß keine falben Blätter herniederrauschen.

Wohin lenken wir zunächst den Schritt? Denn nicht bloß die Natur prangt hier in festlichem Schmuck, auch die geistigen Blüthen der Kunst und Wissenschaft entfalteten sich zu seltener Pracht, zu üppigem Gedeihen unter dem großmüthigen Scepter der Mediceer.

Wohlauf denn! den Lung-Arno entlang, den breiten Quai, der die Ufer des Flusses einfaßt, vorbei an Erminia's buntem duftendem Blumenlager und in die Straßen der inneren Stadt! Da stehn die Paläste, hier und dort, ein jeder prunklos, massenhaft, festungsartig, Achtung gebietend, ein Bild des muskelstarken Athleten, denn dem Ausdruck der Kraft, welche den Körper durchdringt, gesellt sich nicht minder die wohlgefällige Harmonie der einzelnen Glieder. Sie traten in's Leben als echte Kinder ihrer Zeit. Florenz hat Jahrhunderte lang es sich angelegen sein lassen, neben der Pflege des Oelzweigs auch das ernste Spiel der Waffen zu üben. Die Guelfen und Ghibellinen, die Schwarzen und Weißen standen sich oft im blutigen Kampfe gegenüber in den Straßen der Stadt. Damals galt es, daß die Mauern der Paläste nicht bloß im Innern einen Aufenthalt der friedlichen Kunst, sondern auch Schutz gewährten nach außen gegen den wilden Andrang.

Wir treten aus der engen Gasse hinaus auf Piazza del Gran Duca und vor uns liegt das Kastell

des Palazzo Vecchio, aus dessen zinnenbewehrter Mauerkrone der schlanke, seltsame Thurm wie eine zierliche Blume hervorwächst. Das Bauwerk steht unregelmäßig gegen den Platz: selbst die Kunst mußte sich beugen dem strengen Gebote der Republik, und jene Stelle, welche der zerstörte Palast der Uberti eingenommen hatte, durfte der Baumeister nicht berühren, weil sie als Staatsverräther geächtet waren. Seitwärts vom Palazzo Vecchio erhebt sich die offene, luftige, bogengetragene Loggia dei Lanzi: Werke der Skulptur schmücken die Halle, einst zum Aufenthalt der herzoglichen Lanzknechte erbaut, und nicht unzufrieden mit dem Wechsel scheint vom Platze das eherne Reiterstandbild Cosmo's des Ersten herüber zu blicken, welcher der Retter und Vater des Vaterlandes genannt ward. Neben der Loggia öffnet sich ein doppelter Portikus, es ist der Palazzo degli Uffizi, der für sich eine Straße bildet, und in endlosen Sälen und Gallerieen die Schätze des Meißels und des Pinsels verwahrt. Das Köstlichste unter der Fülle des Schönen umschließt die Rotunde, wo, umgeben von ihren Vasallen, den vollendetsten Meisterwerken aller Zeiten, die mediceische Venus thront, Anmuth ihr einziger Schmuck, aber ein allmächtiger, unvergänglicher. In der Accademia ist eine andere Rotunde dem Gedächtniß Galileo Galilei's geweiht: sein Standbild steht inmitten

der Instrumente, seiner Waffen, die ihm das große Wort verbürgten: „Und sie bewegt sich doch!“ — Dort erblühen auch aus hartem Stein die kunstreichen Blumen der florentiner Mosaik, welche der Natur, als ihre treuen Abbilder, den Wettkampf bieten. „Maria in Blumen“ ist die Kathedrale genannt, außen bekleidet mit prächtig buntem Marmorgetäfel, einfach edel das Innere; daneben der Campanile, von reicher Skulptur umzogen, und das Battisterio, dessen bronzene Thür, von Lorenzo Ghiberti's Hand, „die Pforte des Paradieses zu sein verdiente,“ nach Michel Angelo's Ausspruch. Der aber, der Michel Angelo, schläft in der Kirche Santa Croce den ewigen Schlaf, mit ihm Dante, Galilei, Alfieri. Stolze Denkmale von Stein wurden ihnen da errichtet, ihre Namen haben sie selbst unvergänglicher der Nachwelt überliefert.

Wieder stehn wir auf dem Lung-Arno. Suchst du goldenen Schmuck? Hier, der häuserbedeckte Ponte Vecchio ist das Quartier der Goldschmiede, und noch immer machen sie Ehre der Vaterstadt Benvenuto Cellini's. Oder willst du die Blumen der Frauenwelt mustern? In dichten Zügen wallfahrten sie an jedem Abend hinaus zum Park der Cascine auf der Insel, welche Arno und Mungone bilden. Zieht dich's in die Einsamkeit, dann geh zum Garten Boboli mit

seinen steifgeschnittenen Lorbeerwänden, oder folge der Cypressen-Allee, welche dich zum Poggio Imperiale hinaufführt. Aber vor Allem streif' auf den Bergen umher, dein eigener Führer: hier findet, wer auch nicht sucht. Kein Cicerone wird dir den alten Thurm in der Vigna Lamberti nennen — zwischen Porta Romana und Porta San Miniato mußt du dich hinfragen: — von seiner zerbröckelnden Zinne überschaust du weithin das grünumlaubte Panorama.

Florenz entließ uns, wie es uns empfangen: die reizende Erminia, welche an jedem Morgen mit ihren Blumenspenden uns zu treffen wußte, reichte frische Sträuße noch in den Wagen zum Abschied.

Dolce far niente.

Eins nur ist zu beklagen in der Hauptstadt Toscana's: daß man einem der Völker des Erdballs dort nicht verstatten will, seines Daseins sich zu freuen, — dem Volke der Bettler.

In allen Ländern tauchen seine Angehörigen auf, sie sind die wahren Kosmopoliten; aber wie verschieden hat sich ihr Charakter unter den verschiedenen Zonen ausgebildet! — Italia, die Pflegerin des „Far niente," ist auch die zärtlichste Mutter der Bettler, und sie darf auf eine reiche Anzahl wohlgerathener Kinder stolz sein. Diese charakterisiren sich zunächst durch unbegrenzte Sorglosigkeit, welche sie der verschwenderischen Natur zu verdanken haben; denn Speis' und Trank wächst ihnen gar billig zu, Kleidung kümmert sie wenig, die Noth um Feuerung ist ihnen ganz

unbekannt. Daraus entspringt das Gefühl der Unabhängigkeit, und dieses hinwieder verhilft dem Bettler mit einem gelinden Sprunge auf seinen Rechtsboden: er glaubt, daß ihm die Gabe gebühre, um die er bittet. Allem aber gesellt sich der Sinn für äußere Form, welcher bei dem geringsten Italiener niemals vergebens gesucht wird. Der Einzelne, wenn er nichts erhält, als die Vertröstung auf ein ander Mal, spricht dir meist seinen Dank aus durch das zierlich klingende „Grazie, Signor!“ und entfernt sich alsbald; eine ganze Bettlerschaar kannst du mit wenigem Kupfer und einigem Humor stets aus dem Felde schlagen.

Zwei Hauptklassen der Bettler sind nun in Italien vornehmlich zu unterscheiden. Die Mitglieder der ersten thun eben nichts als betteln, das ist ihr Handwerk, welches sie ernährt, ja reich machen kann bei schwunghaftem Betriebe; die in der andern Klasse thun etwas, allerdings möglichst wenig, um auf Grund dessen zu betteln, sie betreiben allerhand kleine nützliche, nothwendige, unentbehrliche Geschäfte, worüber sie vortrefflich zu sprechen wissen, und verlangen dafür natürlich den redlich verdienten Lohn. Mit dem Erwerbe hört aber auch ihre Thätigkeit vorläufig auf. Die erste Klasse lebt um zu betteln, die zweite bettelt um zu leben; jene sind die Professionisten, diese die

Künstler, jene vertreten die Prosa, diese die Poesie des Bettellebens.

Wer zu Rom war in den letzten Jahren, der hat sicherlich an öffentlichen Orten voll tiefen Mitleids den Armen gesehn, welcher auf Händen und Füßen fortkriechen mußte, weil ihm die verkrüppelten Beine nur diese Bewegung gestatteten. Ich sah ihn zum ersten Male eines Morgens vor San Agostino und gab ihm einige Bajocchi. Nachmittags auf der spanischen Stiege kam er wieder herangekrochen, aber plötzlich, mich erkennend, zog er sich zurück mit den Worten: „Verzeihung! Eccellenza waren heute in San Agostino!“ Diese Wendung verfehlte allerdings ihre Wirkung nicht, und als ich sie später den Freunden, die dort heimisch geworden waren, erzählte, unterrichteten sie mich über die Verhältnisse des diplomatischen Bettlers. Kein geborner Römer, sollte er unter dem neuen Regiment Pio nono's wie viele Andre in seine Heimath zurückgewiesen werden; allein dagegen ward von ihm begründeter Protest erhoben, indem er sich auswieß als ansässiger Bürger, als Besitzer dreier Häuser in Rom. Zu seinem Gewerbsbetrieb hielt er sich einen Esel, welcher ihn täglich nach der spanischen Stiege trug. Dort wartete bereits ein dienstbarer Geist, half ihm aus dem Sattel und brachte den Langohr im Stall unter, der reitende

Bettler aber lag nun auf den Stufen und sonnte sich und machte namentlich bei den Engländern glänzende Geschäfte.

Wie anders dagegen der Lazzaroni am Meeresstrande in Neapel! Schon seine äußere Erscheinung trägt den Stempel genügsamster Einfachheit. Das Kostüm besteht aus drei Stücken: die rothe Wollenmütze, ein Hemd, eine Beinbekleidung von bescheidenem Längenmaaß. Selbst diese Dreizahl erleidet aber noch Ausfälle, je mehr der Träger dem jugendlichen Alter sich nähert, ja bei den Kindern verschwindet sie wohl gänzlich, so daß die primitiv-paradiesische Tracht an ihre Stelle tritt. Zur Nahrung genügen für gewöhnlich etliche Kürbisstücke oder ein paar Seethiere, die leicht mit der Hand zu fangen sind. Wo das nächtliche Obdach genommen werden soll, das hängt von den Umständen ab: entweder auf einer offenen Kirchtreppe oder vielleicht in dem Thorweg eines Palastes, — unter der bedeckten Säulenhalle vor San Francesco di Paula. So lebt der unabhängige Lazzaroni lediglich für den Tag, aus der Hand in den Mund. Er will seine Lage nicht verbessern, denn sie genügt ihm, sie macht ihn glücklich, er will eben nur leben, sein Leben genießen und zwar mit möglichst geringer Anstrengung von seiner Seite. Gewährt ihm sein Schutzpatron einmal mehr, als er für

den Augenblick braucht, dann wird herrlich gelebt und in Freuden ein paar Tage hindurch, dann werden vor Allem die Luxusartikel: Lotto und Theater zu bestreiten nicht vergessen, und bald gelingt es, die Quecksilbersäule auf den natürlichen Nullpunkt zurückzubringen. „Wie gewonnen, so zerronnen!“ lautet das tägliche Motto des Lazzaroni; aber den Gewinn sucht er zu verdienen. Besteigst du einen Fiaker, schnell steigt er mit auf oder hängt sich an den Wagentritt, denn du bedarfst eines Bedienten, der die Thür öffne, wenn's nichts Anderes für ihn zu beschaffen giebt: — das ist so einleuchtend, daß jede Erörterung überflüssig wäre. Und weil nun das Bedürfniß feststeht, so läßt er sich's nicht nehmen, demselben abzuhelfen: er improvisirt sich zu deinem Diener und verlangt dafür den ihm gebührenden Lohn. Fragst du den Lazzaroni auf deinen Wanderungen nach dem Wege, so betrachtet er sich dadurch als vollgültig engagirt zu deinem Cicerone, und seine Erzählungen finden gewiß deinen Beifall durch ihren naiven Vortrag, er wird auch sicher nicht verfehlen, einige wohlgelungene Schmeicheleien für dich mit einzuflechten. Hast du Gepäck zu tragen, so parcelliren dies die geschäftigen Hände, so weit es angeht. Für jedes Stück ist ein dienstwilliger Träger flink zur Stelle, kein Einspruch wird berücksichtigt, denn sie sind ja in

ihrem Rechte; und wer einen Regenschirm trug, trocknet sich gewiß ebenso den Schweiß ab und verlangt den gleichen Lohn wie der, welcher einen Koffer schleppte. Er wird dir das auch als richtig beweisen, vielleicht durch die Deduction: auf die Last könne es hier gar nicht ankommen, sondern lediglich — auf die Zeit, die er verloren habe! — Hat indeß der Lazzaroni wirklich einmal zu saurer Arbeit sich entschlossen und ermatten dabei seine Kräfte, — er kennt ein Zaubermittel, sie zu stählen, und es ist so einfach: mit schmeichelndem Wohllaut flüstert er sich selbst das große Wort „Maccaroni" zu, und durch den bloßen Gedanken an das gelbe Gespinnst fühlt er sich versetzt in den Opiumrausch des Chinesen, sodaß die Arbeit nunmehr leicht von der Hand geht.

Die zarte Jugend hat einen besondern Verdienst für sich ausfindig gemacht: sie steht am Meere und harrt nur auf die Kupfermünze, welche du ins Wasser werfen sollst, um ihr nachzuspringen und sie triumphirend mit dem Munde aus der Tiefe heraufzuholen.

Der Lazzaroni ist frei, nicht obschon er nichts hat, sondern weil er nichts hat. „Der wahre Bettler ist der wahre König!" —

Venezia.

Regatta.

Trübe Wolken stehen am Himmel und drohen mit Regen, hier und da fällt schon ein Tropfen zur Erde; aber die Venetianer verlieren den Muth nicht, weil ihr Glück sprichwörtlich ist, weil sie es wissen, daß der Himmel ihre Feste günstig ansieht und sie nicht zu Schanden werden läßt.

So ist es auch heute: die Wolken ziehen vorüber an dem echtvenetianischen, auf historischem Boden erwachsenen Spiele der Regatta. Zweimal hatte Venedig den Feind vor den Lagunen gesehen, und man dachte darauf, gegen drohenden Ueberfall in jedem Augenblicke eine Flotte bemannen zu können, deren

fertiges Rüstzeug das Arsenal bewahrte: darum wurden alle Handwerker der Stadt in Klassen getheilt, die verschiedenen Innungen aber bestimmten aus sich durch das Loos Viertausend, welche jährlich zu öfteren Malen im Dienst der Galeere sich übten. Die Uebung hieß Regatta, und zwei öffentliche Spiele wurden angeordnet, wo die Rudermannschaft um den Preis stritt. Jetzt freilich hat auch die Regatta ihre tiefere Bedeutung verloren, sie ist ein Fest geworden für die Schaulust, aber ein reizendes, und die Theilnahme des Volkes ist keine schwächere als einst in den Tagen der größeren Vorzeit.

Ein Uhr nach Mittag schlägt es schon von den Thürmen; wir müssen aufbrechen, einen Platz zu gewinnen, denn um 2 Uhr soll die Wettfahrt ihren Anfang nehmen. An San Moise wird die Barke bestiegen, sie trägt uns dem großen Kanale zu, der schon sein Feierkleid angethan hat. Bunte Teppiche wehen aus allen Fenstern, von allen Balkonen, und sie stimmen harmonisch zu der zierlichen Architektur der Paläste; schöne Frauen in reichem Schmuck lehnen sich auf die Teppiche und schauen hernieder auf das rege Gewühl, welches die Wasserstraße durchzieht. Alle Arten von Schiffen, die der Meeresstadt eigenthümlich sind, finden sich da gesellt: schwarze Gondeln, von denen der Luxus dereinst verbannt ward

durch das Gesetz des Staates, heitere Barken dazwischen in verschiedenster Gestalt, die größten galeerenartig, bis zu zehn Ruderern an jeder Seite zählend; alle die Ruderer aber, nach dem Geschmacke des Eigners der Barke, gleichmäßig gekleidet als Mohren oder Türken oder was ihm sonst gefallen mag. Und ihm selber, dem Herrn, ist ein luftiger Baldachin auf vier Säulen errichtet am Ende des Schiffes, das Dach bunter Zindel und schillernde Seide, gehoben vom leichten Luftzug, flatternd die Seitenbehänge, mit goldenen Franzen und Quasten reich verziert. Darunter ruht der Padrone, gelagert auf weichen Kissen, an erhabener Stelle, so daß ihm nach allen Seiten die freie Aussicht bleibt; — ihm zur Seite ein zierliches Sprachrohr, mehr ein Spielwerk, um den eigenen Gondolieren Befehle zu geben, selten nothwendig, um sich weiterhin verständlich zu machen; und daneben ist ein Arsenal errichtet von Blumen und Sträußern, so schön sie zu finden waren. Blicke sind die Geschosse der Frauen, wenn sie vorübergleiten in rascher Gondel, Blicke unter den langen, seidenen Wimpern hervor aus den schwarzen, glühenden Augen, — und mit Blumen und Sträußen antworten solchem Blicke die Männer und wissen sie gar geschickt zu schleudern, der in den Schooß, welcher sie zugedacht sind. Oder es entspinnt sich auch in umgekehrter Weise die

Fehde: ein Strauß fliegt zuerst hinüber von Schiff zu Schiff, zurück aber fliegt der Pfeil aus der Tiefe des dunklen Auges. Ein zierliches Spiel und doch nicht gefahrlos: Schlangen lauern auch in den Blicken und unter den Blumen verborgen.

Gedrängter wird das Gewühl der Barken, der Gondeln: ein Fahrzeug sucht das Auge vergebens, welches zur Stelle sein sollte, wo Venedig alten Glanz entfaltet. Der Bucintoro fehlt, prunkend durch Vergoldung und Schnitzwerk und reichste Zier seidener Gewebe, wie sie aus des Persers kunstvoller Hand hervorgegangen, der Bucintoro, der am Himmelfahrtstage den Dogen auf das Meer hinausführte, umgeben von dem Kreise seiner Signoria. Im Taktschlage der 42 Ruder, von vier Ruderern jedes bewegt, glitt er voll majestätischer Pracht langsam dahin über die gehorsamen Wellen, und in die Fluth warf der Doge den köstlichen Ring, welcher seine Vermählung mit dem Meere besiegelte. Die Republik von San Marco und ihr Bild, der Bucintoro, sind untergegangen, dieser lebt nur noch in der Erinnerung, und seine Größe ist zusammengeschrumpft zu dem Modell, welches das Arsenal noch heute von ihm bewahrt.

Langsam sind wir hinaufgelangt durch das Gewimmel und halten nun an, gegenüber dem Rio di Ca Foscari. Dort ist auf einem Floß im Kanale ein

hoher tempelartiger Bau errichtet, das Ziel der Regattakämpfer, wo ihnen die Fahne des Sieges winkt. An der äußersten südlichen Spitze der Stadt, nächst den Giardini pubblici ist der Punkt, wo sie ihre Wettfahrt beginnen, aufgestellt nach dem Loose in einer Reihe. Von dort fliegen sie hinauf durch das langgeschwungene S des großen Kanales; unfern dessen jenseitigem Ende steht die Meta errichtet, welche umfahren werden muß, ein hoch aus dem Wasser ragender Pfahl, und wieder zurück dann geht die Fahrt bis zu dem Tempel des Sieges.

Zwei Uhr ist vorüber. Die Ordner des Festes, kenntlich an einer Binde um den Arm, tummeln sich wacker in ihren Barken umher, welche den Händen erprobter Ruderer gehorchen wie ein edles Roß dem leisen Zügel und dem Schenkeldruck, — vorwärts fliegend pfeilschnell, starrend im Flug auf der Stelle, rechts oder links gewendet in flüchtiger Schwenkung. Ihr Bemühen ist, das Getümmel zu theilen und eine freie Bahn zu schaffen in der Mitte des Kanales für die nahenden Kämpfer. Dort tauchen sie auf. Neun Gondoletten sind es, welche um den Preis ringen, kurz, schmal, flach und leicht, wie die Nußschalen, in jeder zwei Ruderer stehend, der Popier und der Provier, und diese auf jedem Schifflein in verschiedene Farben gekleidet. Wir unterscheiden, wie sie sich

nähern, Karmoisin, helles und dunkles Grün, Rosa, helles und dunkles Blau, Weiß, Violett und Aschfarben. Das Volk kennt jeden der Gondoliere, aber nicht seinen Vor- oder Zunamen, sondern den Beinamen, dessen Keiner ermangelt, und da ist neben dem stolzklingenden „Hasdrubal“ auch der „Salat“ und, wie sich von selbst versteht, die „Polenta“ vertreten.

Einzelne Rufe werden laut aus der Menge, Rufe der Bewunderung, des Tadels, der Ermunterung. Dießmal aber finden sie keine Entgegnung: die vier Augen, die vier Arme in jeder Gondoletta sind wie die Augen und Arme nur eines Mannes, in leisestem Verständniß, in vollster Uebereinstimmung auf das eine Ziel gerichtet, und neben dem Gedanken, der dieses festhält, hat kein andrer Raum. Nur hier die Hellgrünen machen eine Ausnahme, sie führen den Zug und im Uebermuth entgleitet ihnen ein Wort der Erwiderung auf den Zuruf des Beifalls. Das kostet den geringen Vorsprung, welchen sie vor den Weißen voraus hatten, denn diese bringen ihn ein, wie das rasche Wort gesprochen wird, so daß nun die beiden Schifflein, ihre Spitzen völlig in gleicher Höhe, dahinfliegen. Nicht um zwei Gondolettenlängen zurück folgen Dunkelgrün, Rosa und Hellblau, und der gespannte Eifer in ihren Zügen mißt den Raum zwischen ihnen

und den Voreilenden, ob er sich noch nicht verkürze? Diesen sind hart auf der Ferse die Aschfarbenen. Aber wie leiser Spott spielt es um die Lippen des Proviers, und mit eiserner Ruhe hält auf ihn der Popier das Auge gerichtet. Es scheint fast, als ob sie Ueberfluß an Kräften haben und nur sich frei fühlen wollen, durch keinen Nachbar zur Seite beengt, als ob es nur von ihnen abhinge, durch die offene Stelle zwischen Rosa und Dunkelgrün, auf welche die Spitze ihres Schiffleins unverrückt gerichtet ist, hindurchzufliegen, und sie wissen es wohl, daß die geschickte Wendung um den Zielpfahl vor Allem entscheidend ist. Weiter dahinter folgen Violett, Karmoisin und Dunkelblau, Mißmuth hier in den Zügen um den verlorenen Vorsprung, der nicht mehr einzubringen ist, und doch heiße Anstrengung unter den sechs Männern, weil Jeder zunächst noch darum kämpft, nicht der Letzte zu werden.

Aber kaum erblickt, sind auch die Schifflein schon dahin, und verschwunden alsbald hinter dem Rialto in der Wendung des Kanales. Wie sie vorüber sind, schießen die Barken der Zuschauer wieder zusammen im dichten Gewühl bis zu dem Tempel des Sieges hin, nur die obere Wasserstraße zu diesem freilassend für die zurückkehrenden Wettkämpfer. Der Bann ist gebrochen, welcher die Menge gefangen hielt, aber-

mals erhebt sich das brausende Geschwirr von tausend Stimmen, abermals fliegen die Ordner geschäftig umher, erschallt ihr gebietender Ruf, wo ein Kahn sich vordrängen will, damit er die bessere Stelle zur Aussicht gewinne, und abermals fliegen auch Blumen und Sträußer und Blicke zur Antwort. Jetzt werden die wahrscheinlichen Siegeshoffnungen verfochten und bestritten im lebhaftesten Zusammenspiel der Zunge, der Augen und Hände, denn diese dürfen nimmer ruhen, sobald der Italiener jene in Bewegung gesetzt hat.

Die Entscheidung des Streites ist nahe. Unter dem schattigen Bogen des fernen Rialto wird es hell von schillernden Farben, die unaufhaltsam vorwärtsstreben. Aber die Reihenfolge ist eine andere geworden. Weiß hat seinen Platz zwar behauptet in erster Reihe, — das Hellgrün, früher neben ihm, ist von den Aschfarbenen ausgestochen und es folgt jetzt mit Rosa und Dunkelgrün, denen in kurzer Entfernung die Hellblauen sich anschließen. Ehrenvoll herangearbeitet haben sich Karmoisin und Violett, und so dürfen sie sich sehen lassen in der stufenförmigen Schlachtordnung. Nur das Dunkelblau ist verschwunden in einem Seitenkanale, um nicht zum Gespötte zu werden in öder Vereinzelung.

So fliegen sie daher, nicht mehr leiser Spott und eiserne Ruhe in den Zügen der Aschfarbenen: auch

auf ihrem Antlitz ist jetzt zu lesen, was es gilt. Wacker halten die Weißen das Gegenspiel, nicht um einer Hand Breite vermag ein Schifflein das andere zu überflügeln; nur noch wenige Gondellängen sind's bis zum Siegespfahl. Da, als ob sie die Stelle verabredet hätten, ein mächtiger gleichmäßiger Ruderschlag der Aschfarbenen, ein zweiter, ein dritter, sie gewinnen Feld um halbe Armeslänge — und unter dem Jubelrufe, welcher die Luft erschüttert, läuft ihre Gondoletta als die erste in den Hafen ein, wird ihnen die wohlverdiente Fahne des Sieges überreicht, welche sie mit stolzem Selbstgefühl entgegennehmen. Doch dem Ehrenlohn folgt auch ein nachhaltiger Preis des Kampfes in blanken Silberzwangigern, den sie gleichfalls nicht verschmähen.

Wir aber lassen uns das gute Beispiel nicht verloren sein, und dem Lohne, welchen uns die Lust des Schauens gewährte, gesellen wir als nachhaltigen Preis die Freuden der Tafel im Palazzo Giustiniani, jetzt — dem Albergo dell' Europa.

Tombola di notte.

Wem erwachen nicht Jugenderinnerungen, wenn er vom Lottospiel hört! Und nichts Anderes ist

die wohllautende Tombola. Aber sie wird zu festlichem Abend in festlichen Putz gekleidet, wie es der Himmel Italiens und der schmuckliebende Sinn seines leichtlebenden Volkes verlangt.

Der Marcusplatz bietet heute nicht den gewohnten Anblick dar. Auf geheimnißvollen Zurüstungen verweilt das neugierige Auge. Ein offener luftiger Pavillon mit bunter seidener Drappirung erhebt sich der Basilika gegenüber vor den Arkaden, durch welche Napoleon die alten mit den neuen Prokuratieen verband und ein „Facta loquuntur“ zurückließ, ob man auch sein Standbild herabnahm von dem Frontispiz und das bedeutungsvolle N aus der architektonischen Zierde der umschlingenden Kränze weglöschte. Ein monumentartiger Würfel ist auf breiter Basis in der Mitte des Platzes errichtet, umgeben von Kandelabern und Lampengewinden, seine Plattform mit fünf mächtigen Blumensträußen geschmückt.

Schon am Nachmittage finden sich zahlreichere Gruppen ein, gehend, stehend, sitzend, aber alle genießend — sei es erquickende Luft und Hoffnungen nahen Glückes oder materiellere Gegenstände: auf dem Marcusplatze ist Alles zu haben. Und jeder ersteht mindestens e i n e Lottokarte für einen Zwanziger, — wenn er sie noch nicht besitzt. Denn seit acht Tagen schon werden diese Cartelle überall dem nur Tombola

träumenden Volke ausgeboten, und heute vernimmt man noch den verlockenden, wiewohl minder wahrheitsgetreuen Beisatz: „L'ultima cartella, Signor!“ — Auch der Bleistift darf zur vollständigen Armatur für den Abend nicht fehlen, um die ausgerufenen Nummern zu durchstreichen, und zahllose umherziehende Knaben halten ihn für etliche Centesimi feil, unter dem zuversichtlichen Rufe: „Lapis fortunato, Signor!“ —

Allgemach wächst die Dämmerung, mit ihr wachsen die Schaaren der Hoffenden und Harrenden. Die Flammen und Laternen werden jetzt angezündet und sie verbreiten ein so helles Licht, daß man im fernsten Winkel des weiten Platzes deutlich zu lesen im Stande ist. Ernstliche Sorge aber bemächtigt sich der Sitzlustigen um ihr Unterkommen: sie kaufen sich Stühle. Bald füllen Tausende von Menschen im dichtesten Gedränge den Raum bis an die Wände der Arkaden. Damen blicken aus allen Fenstern herab auf die bunte bewegte Menge, die Gallerie über der ganzen Breite der Basilika ist mit Schaulustigen gefüllt, und auch dort fehlt es nicht an Lichtern, auf daß Keiner gehindert sei, zur Verwirklichung seiner Glücksträume thätig mitzuwirken. Jeder und Jede halten das Blei als die Wünschelruthe in der einen, die verhängnißvolle Karte als den Boden, der den

Schatz bergen soll, in der andern Hand; ganz Vorsichtige aber bedienen sich nur einer selbstgefertigten Copie ihrer Karten und bergen das Original wohlverwahrt in der Tasche, damit dieses nothwendige Erforderniß zur Legitimation etwaiger Ansprüche nicht beschädigt oder gar ihnen entwendet werde. Die Väter der Stadt, denen die Leitung des Spieles obliegt, nehmen in dem offenen Pavillon ihre Sitze ein, und dort steht auch das Rad, in welches man jetzt die 90 Lottonummern einzählt, nachdem jede auf ein Blatt geschrieben, einzeln verlesen und zusammengerollt worden ist.

Da schlägt es neun Uhr, und Trompetenschall aus dem Pavillon verkündet den Beginn der Lotterie. Aus dem Glücksrade zieht ein Knabe die Nummer, sie wird sofort gerufen und in großen transparenten Ziffern ausgestellt, ebenso erscheint sie an allen vier Seiten des Würfelmonuments, ein dortstehender Rufer mit einem Organ, klangvoll wie die Posaune des Weltgerichts, donnert sie nochmals über die Menge dahin, und diesen Ruf wiederholen endlich zum Schluß die in Zwischenräumen ringsum postirten Ordner niederen Ranges. Viel selige Gesichter sind zu sehen — die Schreibenden, denen gleich die erste Nummer eintraf! — Und wiederum, erneuter Trompetenschall, die zweite Nummer wird gezogen; aber

Ambe und Terne gelten heut nicht: erst die Quaterne findet ihren Lohn mit 600 Zwanzigern. Weiter! schon sind fünf Nummern heraus, da läuft ein Gemurmel von fernher durch die Menge, und siehe! in einer Ecke des Platzes flammt rothes Licht empor auf hoher Stange: es ist das Zeichen, welches ein Ordner giebt, daß zum Gewinnst der Quaterne in seinem Bereich ein Expectant sich gemeldet hat. Nun entsteht eine Pause, Polizeisoldaten ebnen den Weg zum Glücke, indem sie einem jugendlichen Facchino, von welchem die Meldung ausging, Platz schaffen, und er erscheint mit seiner Cartella kecken Blickes in dem Pavillon. Hier werden, neben sorgfältiger Prüfung der Karte selbst, auch die durchstrichenen Nummern genau verglichen; — Alles in Ordnung: „Pagabile!“ ertönt der Ruf von oben, und die Musik läßt ein lustiges Stück erschallen, welches jedem Andern unter den Tausenden die untrügliche Kunde bringt, daß er seine Quaternen-Aussichten für dießmal zu Grabe tragen müsse.

Die Ziehung nimmt ihren Fortgang und bleibt lange erfolglos. Endlich: „Cinquanta sette!“ das rothe Licht flammt auf, ein Matrose steigt alsbald freudestrahlend die Stufen hinan und erscheint mit wenig ceremoniösem Gruß vor den Zahlenprüfern. Aber wehe! — Mangelhafte Kennt-

niß der Lesekunst oder falsche Kunde von tückischen Nachbarn haben ihm einen Streich gespielt: eine der Ziffern stimmt nicht, die Musik schweigt, und statt ihrer begrüßt den armen Getäuschten das tolle Hohngeschrei der Menge, mit gellendem Pfeifen und dem Rufe: „Fiasco! fiasco!“ untermischt. Erst die Trompete stiftet wieder Ruhe, weil die Bedeutung ihres Klanges alle persönlichen Interessen berührt, und bald, bei „Ottanto otto!“ signalisiren zwei rothe Fanale, daß für die Cinquina nun gar zwei Prätendenten sich gemeldet haben, die denn auch in der Gestalt eines Gondoliers und einer friaulischen Wasserträgerin mit dem unternehmenden Männerhut aus dem Getümmel emportauchen. Wiederum bereitet sich die schadenfrohe Menge auf ein Fiasco, aber nach kurzer Pause bestätigt die Musik der Beiden wohlbegründete Ansprüche, und sie theilen nun gleichmäßig die ausgesetzten 800 Zwanziger.

Eine feierlichere Stille folgt dießmal dem Trompetenklang, welcher die weitere Ziehung einleitet; denn der nächste Gewinn ist die Tombola, und 2000 Zwanziger werden dem Besitzer der Karte zu Theil, deren fünfzehn Nummern sämmtlich herausgekommen sind. Nicht lange währt die Spannung, das rothe St. Elmsfeuer blitzt auf, Aller Blicke sind ihm zugewendet. „Aber ein feingekleideter Mann

macht sich Bahn durch's Gedränge? er will Bedürftigere um die gehoffte Glücksspende kränken?" — so philosophirt das Volk, und als allgemeiner Gefühlsausdruck begleitet ein unermeßliches Pfeifen schon den angehenden Krösus, welcher, trotz seiner glänzenden Aussichten, unter diesem Accompagnement wie ein armer Sünder daherzieht. Es ist ein gutmüthiger Engländer, der von dem Spiele eigentlich nichts versteht; allein seine Nachbarn sagten ihm, er habe gewonnen, da ist ihm klar, daß er so schleunig als möglich sich melden müsse, und der diensteifrige Ordner war nicht säumig, sein Licht leuchten zu lassen. Die Vergleichung ergiebt leider, daß er fünf Nummern in einer Reihe, also die nicht mehr fruchtbringende Cinquina, auf seiner Karte richtig marquirt hat und mit diesen die Tombola harmlos in Anspruch nimmt. Böses Fiasco! welches ihm so voll- und mißtönig in die Ohren schallt, daß er sich aus dem schützenden Pavillon nicht wieder hervorwagt. Neue Hoffnungen der Menge! Viele haben schon vierzehn Nummern gestrichen, nur eine fehlt ihnen noch, jeder Ruf muß sie bringen, und die ängstlichste Spannung, in Augen und Mienen ausgeprägt, lauscht dem Worte entgegen, welches die Fülle des Reichthums im Schooße tragen soll. Aber Fortuna ist dießmal eigensinnig und zögert lange, ihre Wahl zu treffen. Endlich führt „Quattro!"

die Braut heim, ein graubärtiger listigblickender Facchino, der uns oftmals unter den Prokuratieen seine geschmuggelten ächten Cigarren angeboten hat, welche gleichwohl, wenn sie reden könnten, von der Havannah nichts zu erzählen wüßten. Da entzünden sich plötzlich die fünf Bouquets auf dem mittleren Würfel, und ihre buntfarbig brennenden Blumen gießen ein magisches Licht über die Massen der Häuser und Menschen; die Musik aber fällt mit schmetterndem Jubelmarsch ein und spielt die unerfüllten Wünsche zur Ruhe; denn Mitternacht ist bereits verklungen.

An der Rückseite des Pavillons führt uns der Heimweg vorüber, nachdem die Menge sich zertheilt hat in die Gassen und Gäßchen. Dort ist zu ebner Erde eine kleine Thür, als Ausgang für alle wirklichen oder vermeintlichen Gewinner bestimmt, welche oben vor den zahlenprüfenden Männern standen, wenn sie nicht in das wilde Meer der tobenden Menge sich geradesweges zurückstürzen wollen. Was ist das? — die Thür öffnet sich — ein bleiches Antlitz schaut unsichern Blickes aus derselben hervor? — Wahrlich, der Sohn Albions, welcher die Tombola nicht gewann und erschreckt durch die lärmenden italischen Laute, die ihm niemals weniger harmonisch klangen, bis jetzt in dem unterirdischen Dunkel verweilte. Mit

raschem Sprunge verschwindet er im Schatten der Pfeiler, ohne Erwiderung auf unser wohlgemeintes: „Felicissima notte!“ —

Serenata sul Canal grande.

Ave Maria ist längst vorüber, achtmal schlägt der Riese des Uhrthurms von San Marco mit eherner Keule an die Glocke, unverrückt steht unter ihm auf blauem, sternfunkelndem Felde der geflügelte Löwe, das offne Evangelienbuch haltend, aber tiefer noch, neben der Madonna mit dem Kinde, öffnet sich die schmale Pforte in der Wand und nach dem Schlage der Uhr wandeln die heiligen drei Könige ehrfurchtsvoll grüßend an der Himmelskönigin vorüber.

Wie ein Festsaal liegt der Marcusplatz da, tageshell erleuchtet durch eine Doppelreihe von Kandelabern, auf denen mehr denn dreihundert freie Flammen brennen, und durch die Laternen, welche sich, den Bogengängen entlang, außen und innen an einander reihen.

In dichten Massen drängen sich die Lustwandelnden. Der Marcusplatz ist ja das Herz Venedigs, mit

welchem das rings verzweigte Adergeflecht der Kanäle in Verbindung steht und ihm überallher das ewig-fluthende Leben zuführt; er ist zugleich der Gesellschaftssaal, wo Besuche gegeben und empfangen werden, und es bedarf für Fremde wie für Heimische nicht der Absprache, um sich an jedem Abende hier zu finden. Zwischen den Lustwandelnden schieben die Caramelle-Verkäufer sich durch, welche ihre verzuckerten Früchte zierlich an hölzerne Stäbchen gespießt und in flachen Körben aufgeschichtet haben. Auch ein Wasserhändler läßt wohl ab und zu seinen melancholischen Acqua-fresca-Ruf für durstige aber genügsame Seelen erschallen. Musikanten, Sänger und Improvisatoren, sogar Solche, die all diese Künste in einer Person ausüben, halten an den Gruppen der Tische, wo kein Stuhl unbesetzt ist, ihre Erndte, unbekümmert, ob die Worte und Töne von hier und dort sich durchkreuzen. Ueberall die fließenden Laute der weichen venezianischen Mundart, nirgends das störende Geräusch von Wagen und Pferden, die in Venedig unbekannt sind.

Ich lasse mich treiben von der Woge, den weißen Marmorstreifen festhaltend, der zunächst den alten Prokuratieen durch die Quadern läuft, und auf dem verabredeten Gang begegn' ich bald dem erwarteten Freunde. Mit Mühe winden wir uns in schräger

Richtung durch den fluthenden Menschenstrom zur stilleren dunkleren Piazzetta. Da steigt der volle Mond auf hinter dem Dogenpalast und legt sich wie ein Heiligenschein um das Haupt der gekrönten Venezia, welche nun in glänzendem Lichte über dem mittleren Altan schwebt. Die zierlichen scharfgeschnittenen Schatten der durchbrochenen Architektur fallen in die offene Halle des Palastes und auf das Pflaster zu unsern Füßen, — vor uns, jenseits der Lagune, ragt der schlanke Thurm von San Giorgio zwischen den Säulen der Piazzetta empor. Eine weichere blauschimmernde Färbung hat heute der Nachthimmel, der sonst seinen tiefdunklen, fast schwärzlichen Sternenteppich über der Meeresstadt ausbreitet. Wir aber schreiten getrosten Muthes inmitten der bedeutungsvollen Säulen hindurch. Hier war der Richtplatz, hier landete, vom Nebel getäuscht, Marino Faliero als neuerwählter Doge: ein fatalistisches Augurium! denn binnen Jahresfrist fiel sein Haupt durch Henkershand auf der nahen Riesentreppe. Wer kann sich der Erinnerungen entschlagen in Venedig, wo jeder Stein ein Stück Geschichte zu erzählen weiß! —

Heute gilt es eine festliche Serenata auf dem Canal grande. Schon umlagern uns die Gondoliere mit dem Rufe: „Barca, gondola, Signor!“ — Doch wir winken unserm Getreuen, dem alten Alvise, der

die Stanzen Tasso's auswendig weiß, besser als sein Paternoster, und Tankred mit Clorinden als Sinnbild seiner Gondel führt. Heut wird das Dach zurückgelassen: nicht der abgeschlossene, traulichverschwiegene Raum, den man nur rückwärtsschreitend betritt, die freie Nachtluft umfängt uns und, wir versinken behaglich in die schwarzen schwellenden Polster, während Alvise vom Lande stößt.

Silbern im Mondlicht blinkt das eiserne Beil am Schnabel der Gondel, silbern das Ruder, wenn es auftaucht aus der stillen Lagune, und silberne Streifen ziehen sich weithin, wo die glatte Fläche gefurcht ward von dem durchschneidenden Schiffe. So gleiten wir den Marmorstufen zu, welche aus den grünen Laubgängen des Giardino Reale in den Kanal führen. Dort schimmert ein Zauberpalast, sein Dach und seine Säulen — Blumensträuße und Gewinde aus bunten Lampen gewoben, die im leichten Lufthauch hin und her spielen. Zwei verbundene Barken tragen diesen Feeentempel, der den Serenadenbringern, den Meistern der Töne, erbaut ist, und mit Gesang und schmetternden Klängen schwimmt er langsam den Canal grande hinauf. Ihn umschwärmen unzählige Gondeln und Barken mit fröhlichen Menschen, welche die Nacht in Tag verwandeln wollen nach guter altvenezianischer Sitte.

Plötzlich zur Linken tritt die säulengetragene Kuppel der Santa Maria della Salute aus dem Schatten hervor in rothem bengalischem Feuer, und gleichzeitig erscheint, ihr gegenüber, von blauer Flamme angestrahlt, der Palast Cornaro.

Immer dichter wird das Gedränge der Kähne, immer langsamer bewegt der Zug sich vorwärts, bald stockt er ganz an der scharfen Wendung des Kanals beim Palaste Foscari. Von dort bis zur Accademia und dem Palast Cavalli ist die Wasserstraße mit Schiffen gedielt. Ein ungeduldiges „Avanti!“ über's andre erschallt von Einzelnen und im heulenden Chore mit Pfeifen und Lärmen begleitet; allein die vordersten Barken drängen stets zurück, weil sie der Musik und dem Gesang näher sein wollen, die letzten aber, welche sich verspäteten, verfolgen dasselbe Ziel, eifrig vorwärts rudernd, so daß der wirre Knäuel sich nur fester noch mit jedem Moment in einander schlingt. Geduld ist der einzige brauchbare Rath, und wie diese Ueberzeugung allgemeiner wird, sucht auch Jeder alsbald nach dem Zeitvertreibe, der ihm der passendste däucht. Einzelne Champagnerpfropfen knallen in die Luft, und jedem sendet die Menge ihren witzigen Gruß nach. Hier hat sich eine vorsorgliche Familie um den gedeckten Tisch in der Barke harmlos zum Abendessen vereinigt, dessen einladende Düfte nur von

tantalischer Frucht uns Kunde geben. Doch halt! dort in der Ferne verkündigt transparente Schrift auf zwei papiernen Ballons die nautische Pfanne eines Fritturo, und Alvisens Enkel Toni wird entsendet und bringt uns bald, nach einer Wanderung auf dem Barkenpflaster, das feine Backwerk. Der gelungene Versuch fordert zu einer zweiten Entdeckungsreise nach dem Lande auf, und die Taube Noah's kehrt zurück mit würdigerer Last als dem Oelblatt: ein Kartusch Cyperwein ist es, den wir jubelnd begrüßen. Unser Zeitvertreib ist bewerkstelligt! — Indeß ergötzt sich ein benachbarter Gondolier damit, in seliger Erinnerung an die Tombola Lottonummern auszurufen, und der Beifall, welcher sie fernverhallend wiederholt, zeigt den Antheil, mit dem die Menge seine Gedanken sich zu eigen macht. Ab und an, bei dem steten Drängen und Ausweichen der Schiffe, erscheint neben uns Bord an Bord das Antlitz einer schönen Venezianerin, um welches der Zendale reizend sich schmiegt, — dann entzündet Alvise, dem raschen Winke folgend, eine rothglühende Flamme in unsrer Gondel und das hellbeleuchtete Antlitz wendet sich nicht ab.

So vergehen zwei Stunden, längst ist Mitternacht vorüber, und noch immer steht die starre Masse der Kähne regungslos. Da endlich bewegt sich die Halle der Tonkunst, der Kern aller Lustbarkeit, rückwärts,

und mit ihr das bunte Gewimmel, ohne Ruderschlag, wie angezogen durch die Macht der Töne: — die Ebbe ist eingetreten und trägt auf ihrer Strömung die Barken. Bis zur Salute schwimmen wir hinab, die undurchdringliche Kahn-Testudo hat sich von selbst gelockert, und nun ist es möglich, wieder vorwärts zu gehn und auch weiterhin Feld zu gewinnen: die Ecke, wo wir so lange verweilten, wird glücklich umschifft.

Großer Namen, glänzender Zeiten Erinnerung wecken die Paläste, welche jetzt zu beiden Seiten aus dem Dunkel auftauchen. Zur Linken Foscari, Balbi, Pisani, Barbarigo, Tiepolo, zur Rechten Mocenigo, wo Byron Nächte voll Poesie und Liebeslust durchschwärmte, dann Grimani, Enrico Dandolo, der neunzig Jahre alt, fast blind, Constantinopel eroberte, endlich Manin, der letzte Doge, dessen Haupt Buonaparte der goldenen Fischermütze entkleidete. Nacht verbirgt, daß hier und dort der Mörtel aus den Fugen fällt, daß die anmuthigen Säulenhallen den Einsturz drohen. Wie einst umbraust sie der Jubel des Volkes, während Feuerräder und Raketen die Luft durchkreisen, in der Fluth sich wiederspiegelnd.

Jetzt ist der Rialto erreicht. Unter seinem weiten, kühngeschwungenen Bogen hält der lichtstrahlende Tempel, und ein Hymnus an Venezia hallt gegen die

graue Wölbung. Dicht gedrängt sind wieder die Gondeln umher, an das Ruder gelehnt stehen die Gondoliere mit leuchtenden Blicken, schweigend lauschen die Tausende auf den Gesang zum Preise der Vaterstadt. Und als nun der feiernde Chor verstummt, da bricht ein donnerndes Händeklatschen, welches den Evviva-Ruf übertäubt, durch die Stille; endlose, jauchzende Bravi verlangen die Wiederholung der Hymne. Ein schönes Bild! — — —

Weiter bewegt sich der Zug, und das Getöse verklingt nur langsam. Wir aber fahren heim aus der rauschenden Lust auf dem gondelleeren, stillen Kanale bis zur Piazzetta, und wandeln noch lange den Marcusplatz auf und nieder, wo die Flammen nunmehr verloschen sind.

Märchenhaft im Mondlicht blickt der riesige Campanile, blicken die fünf Hallen der Basilika daher mit dem schimmernden Goldgrund ihrer Mosaiken und dem goldenen Viergespann. Vor ihnen aus dem Marmorboden wachsen die drei Cederstämme, dereinst die königlichen Bannerträger für Cypern, Candia, Morea — jetzt entblätterte Bäume! —

Die dritte Stunde nach Mitternacht schlägt der Riese des Uhrthurms von San Marco mit eherner Keule. Träume süß, Venezia! — —

In den Alpen.

Langsam bewegt sich die Courierpost auf der steilen Straße, der Himmel ist sternbesäet, im Mondlicht funkelt der Schnee, und grimmigkalt weht der Nordwind.

An der Grenze Italiens ziehen noch einmal die gaukelnden Bilder der jüngsten Vergangenheit dem Auge vorüber, und aus dem zauberischen Reigen treten vor Allen sechs Frauengestalten hervor.

Isola bella, das blühende Feeenkind, von Undinen und Elfen umspielt in holder Abgeschiedenheit des krystallenen Wogenpalastes; — Genova, die stolze, sonnige Jungfrau, prangend im Bergeskranze, während des Meeres kühle Welle um ihren Fuß sich kräuselt; — Neapolis, das reizende glühende Weib, seiner stolzen verlockenden Schönheit

sich bewußt; — Roma, die ehrwürdige Matrone, deren gefurchtes Antlitz wohl von herben Schmerzen und Wunden zeugt, aber den reinen Glanz der edlen Züge noch immer erkennen läßt; — Fiorenza, die gewaffnete blumengeschmückte Pallas Athene; — und Venezia, die Odaliske, angethan mit der Pracht des Orients und gelagert auf schwellendem Polster der blauen Adria.
